



# LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

## **Aufwärts. Jahrgang 16, Nr. 4 April 15, 1963**

Köln: Bund-Verlag, April 15, 1963

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Köln, 15. April 1963 · 16. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Chana aus Neuseeland arbeitet auf den Feldern Israels - Foto: Willem van de Poll/Bavaria



stein  
kein  
rollte  
"kam  
richt  
nuar  
briti-  
Ste-  
eine  
fuhr  
Ge-  
rich-  
dem  
um  
des-  
reuz  
anze  
chen  
son  
zur  
ckte  
lter.  
ben-  
g es  
ber-  
riti-  
big  
chte  
iet-  
ung  
las-  
er-  
für  
ine  
ön-  
en:  
nie  
cht  
un-  
ja  
nd  
en,  
en-  
aft  
en  
en,  
en,  
at.  
en-  
ch'  
als  
Ge-  
Die  
ter  
n-  
nd  
n-  
n;  
ler  
nd  
ht  
m  
ht



# Mai-Aufruf des DGB

Wir wollen Frieden in Freiheit!

Mehr als sechs Millionen Männer und Frauen, Arbeiter, Angestellte und Beamte, die sich in den Gewerkschaften des Deutschen Gewerkschaftsbundes zusammengeschlossen haben, feiern den 1. Mai. Wir gedenken der Mühe und Anstrengungen der freien Gewerkschaften nach den Jahren der Unterdrückung und Diktatur. Wir sind mit Recht stolz auf die Erfolge der gewerkschaftlichen Sozial- und Tarifpolitik. Wir wissen: Die friedliche Arbeit in einer gesunden Wirtschaft ist vor allem das Werk der Gewerkschaften und ihrer Mitglieder, die dafür unbeirrt kämpften.

Über uns allen, die wir Tag für Tag mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit unsere Pflicht tun, liegen die Schatten innen- und außenpolitischer Vorgänge, liegt die Drohung der Atombombe und eines alles vernichtenden Krieges. Die Berliner Mauer bedrückt uns. Die Pläne für eine Notstandsgesetzgebung machen uns mißtrauisch.

Wir wollen Frieden in Freiheit!

Deshalb sagen die Mai-Plakate des Deutschen Gewerkschaftsbundes deutlich, was uns bewegt: „Die Grundrechte sichern – in Freiheit gestalten“ und „Das Erreichte behalten – mehr soziale Sicherheit“.

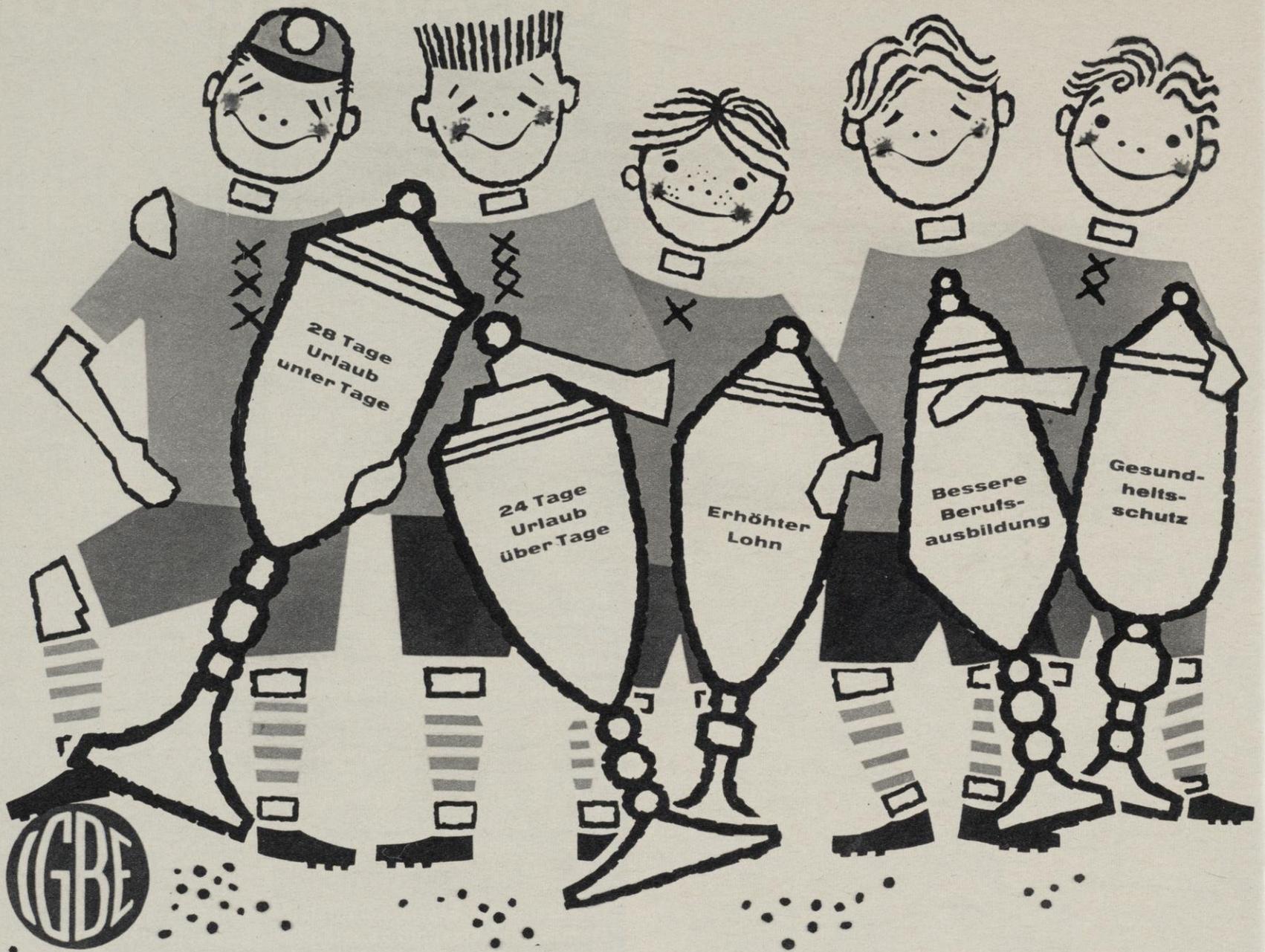
Der Deutsche Gewerkschaftsbund steht fest auf dem Boden der Demokratie. Deshalb verteidigt er den Bestand der Grundrechte. Die Sicherung der Grundrechte ist nicht durch ein Notstandsgesetz zu erreichen. Wirkungsvoller ist es, das Interesse des einzelnen Bürgers an den Aufgaben der Allgemeinheit zu wecken, damit er sich daran freiwillig aktiv beteiligt. Die Gewerkschaftsmitglieder sind sich ihrer Verantwortung bewußt, wenn sie soziale, aber auch politische Forderungen an Staat und Gesellschaft stellen. Die Sorgen aller Arbeitnehmer um die Erhaltung der Vollbeschäftigung und die Sicherung ihrer Arbeitsplätze sind auch die Sorgen der Gewerkschaften. Soziale Sicherheit statt Existenzangst – dafür wird der Deutsche Gewerkschaftsbund alles tun. Antrieb für unsere Arbeit bleibt weiterhin das Ziel der Verbesserung des Lebensstandards aller Arbeitnehmer.

Die Gewerkschaftsbewegung, die vor mehr als hundert Jahren begann, hat alles überdauert, Monarchie und Diktatur. Immer wieder und immer stärker erstanden die Gewerkschaften neu. Immer wieder waren sie mit ihren Mitgliedern da, wenn es galt, nach den verlorenen Kriegen und nach dem Chaos Industrie und Wirtschaft wieder in Gang zu bringen. Immer wieder zeigt sich auch, wie notwendig der Zusammenschluß möglichst vieler Arbeitnehmer ist!

Wer Mitglied in den neuen Gewerkschaften ist, kann auf die Entwicklung stolz sein, zu der er beigetragen hat. Diese gemeinsame Kraft wird alle Widerstände überwinden, wenn sie sich ihrer Stärke bewußt ist. Alle, die noch nicht in unseren Reihen stehen, sind zur Mitarbeit aufgerufen. Gemeinsam wollen wir uns für unsere hohen Ziele einsetzen – für Recht und Freiheit, für sozialen Fortschritt und für eine soziale Demokratie.

Deutscher Gewerkschaftsbund

Bundesausschuss



**A**m 6. und 7. März fanden im Bundesgebiet (ohne Saar) in den Bergbau-Betrieben die Betriebsjugendvertreterwahlen statt. Das Ergebnis war ein eindeutiges Bekenntnis der Jugendlichen zu ihrer Organisation, zur IG Bergbau und Energie.

13280 wahlberechtigte Jugendliche waren zum Zeitpunkt der Wahl im Bergbau beschäftigt. 10474 junge Kameraden traten an die Wahlurne, um von ihrem Stimmrecht Gebrauch zu machen. Das ergibt eine Wahlbeteiligung von 78,8 v. H. Ein Beweis dafür, daß die jungen Kollegen aus ihrem Wahlrecht auch eine Wahlpflicht abgeleitet haben, ein weiterer Beweis aber auch für die gewerkschaftliche Aufgeschlossenheit unserer Jungen und Mädels im Bergbau. Wir wissen, daß von so mancher Seite die Einführung der Betriebsjugendvertretung nach dem Betriebsverfassungsgesetz recht skeptisch beurteilt wurde. Als 1953 zum ersten Male die Jugendvertretungen gewählt wurden, sprach man von einem Experiment. Heute können wir sagen, daß es kein Experiment war, sondern ein voller Erfolg wurde. Die jungen Kollegen zeigten sich sehr aufgeschlossen und waren bereit, Verantwortung zu tragen. Zahlreiche Kollegen, die noch vor einigen Jahren als Jugendvertreter tätig waren, sind heute aktive und vorbildliche Betriebsräte oder gar Betriebsratsvorsitzende.

Unsere jungen Kollegen haben erkannt, daß die berechtigten Forderungen und Interessen der Arbeitnehmer nur von einer starken Einheitsorganisation durchgesetzt werden können, das beweisen einige weitere Zahlen. In 195 Betrieben wurden insgesamt 490 Jugendvertreter gewählt. 489 Jugendvertreter sind

## Auswahlmannschaft der jungen Bergarbeiter

Jugendvertreter im Gespräch mit dem Betriebsrat



Mitglied der IG Bergbau und Energie, nur einem einzigen Unorganisierten im ganzen Bundesgebiet gelang es, in die Jugendvertretung hineinzurutschen.

Ein Ergebnis, auf das unsere Organisation stolz sein kann. Ebenso stolz aber können wir auf die geistige Haltung unserer jungen Kumpels sein.

Mit diesem klaren und eindeutigen Bekenntnis zur Einheitsgewerkschaft haben unsere jungen Kameraden im Bergbau gleichzeitig bewiesen, daß sie von Splitter- oder Spaltergruppen nichts halten.

Vielleicht gibt dieses Ergebnis den älteren Kameraden im Hinblick auf ihre Haltung bei den Betriebsrätewahlen einiges zu überlegen. Wir gratulieren unseren Kollegen, die mit dieser Wahl erneut oder zum ersten Male in die Betriebsjugendvertretung gewählt wurden und wünschen ihnen in ihrer Tätigkeit viel Erfolg. Bei einer guten Zusammenarbeit mit ihrer Organisation und den Betriebsratskollegen wird dieser Erfolg sicherlich nicht ausbleiben. Wir sind davon überzeugt, daß sich jeder gewählte Jugendvertreter auf Grund des ihm ausgesprochenen Vertrauens seiner Aufgaben und Pflichten voll bewußt ist und sich bemüht, sich nach bestem Wissen und Können für die Interessen seiner jungen Kollegen einzusetzen.

Allen neu gewählten Jugendvertretern wünschen wir einen guten Start. Denkt bitte daran, daß der Wahlkampf für die nächste Jugendvertreterwahl schon heute mit eurem täglichen Einsatz beginnt. Nach eurer Arbeit und eurem Einsatz wird man euch wieder beurteilen!

Manfred Schneider

# Eingeschlossen im Berg

Der Alltag der Bergleute heute

Die Feiertage standen noch in ihren Gesichtern. Der Gang zur Anfahrt war schleppend. An der Lampenstube vorbei zogen an die tausend Kumpel müde durch den überbrückten Laufsteg. In dieser nüchternen Sprache beginnt der Roman von Max von der Grün: „Männer in zweifacher Nacht“ (Recklinghausen: Paulus Verlag, 1962. 199 S. DM 12,80), beginnt das Werk eines 37jährigen Autors, der seit zwölf Jahren als Bergmann im Ruhrgebiet arbeitet. Auf der Zeche Heeren bei Unna ist Max von der Grün als Lokführer tätig. In seiner Freizeit schrieb er zunächst Kurzgeschichten, die in verschiedenen Tageszeitungen veröffentlicht wurden. Vor zwei Jahren schloß er sich der Dortmunder „Gruppe 61“ an, die sich, tatkräftig unterstützt von Walter Köpping und dem Direktor der Volksbüchereien der Stadt Dortmund, Fritz Hüser, die „künstlerische Auseinandersetzung mit der modernen industriellen Arbeitswelt“ zur Aufgabe gestellt hat. An dem vorliegenden Roman arbeitete Max von der Grün zwei Jahre. Die Gefahren der bergmännischen Arbeit und der Alltag der Bergleute sind der zentrale Mittelpunkt dieses Buches; die Kumpels sind „im Stein Figuren, die für acht Stunden ... kein Vor- und kein Nachleben haben“.

Da werden ein Tag nach Weihnachten im „Mausegatt“, einem besonders schwierigen Streckenabschnitt einer Schachanlage im Ruhrgebiet, beim Ausbau eines Strebens durch einen Gebirgsschlag drei Bergleute „in der Nacht der Gruben“ eingeschlossen. Betroffen werden der Hauer „Stacho“ Hubalek, der ein „rotgefärbtes Maul“ hat, der Theologiestudent Johannes Brinkmann und der Gedingeschlepper Josef Kießling, den eine herabstürzende Kappschiene schwer verletzt. Diese „verspätete Weihnachtsbescherung“ bringt ihnen den Anfang eines anderen Lebens, sie sitzen in den „Polypenfängen des Berges“ fest, in

einer „steinumbauten Welt, im Gefängnis, das der Berg geschaffen“. Hunger, Durst, Einsamkeit, Verzweiflung, Gefahr und Tod sind fortan ihre Gefährten. Wenn von draußen nicht rechtzeitig Hilfe kommt, müssen sie in diesem Gefängnis „unter der verfluchten Erde“ elendig umkommen, schon steht „der Tod ... in den Steinen geschrieben“.

Josef Kießling erliegt seinen Verletzungen; „Stacho“ Hubalek und Johannes Brinkmann aber erfahren „die Stille und Finsternis in ihrer Absolutheit“. In dieser Situation kann auch „der liebe, ach so liebe Gott ... nicht helfen, der verdammte Bruch ist vor“. Helfen können nur die Kameraden des Rettungsdienstes, die auf der anderen Seite des Bruches einen erbitterten und kräfteaubenden Kampf mit dem Moloch Stein führen. Unterdessen führen „Stacho“ und Johannes eifrige Dispute über Gott, Himmel, Seele, Tauben, Knappschaft, Bonzen, Vertrauensärzte, Dividende, denn die anderen, die im Licht sind, „verdienen an unseren Beiträgen, die durch Schweiß bezahlt werden müssen, verdienen am frühen Tod des Kumpels“. Was gilt schon der Bergmann? „Früher hat uns der Staat ausgemistet, heute die Aktionäre.“ Was wird für die Sicherheit des Bergmanns heute getan? Lebt er genauso gefährlich wie früher? Hubalek: „Gemacht wird erst dann was, wenn es einen Toten gegeben hat.“

Hubalek und Brinkmann sind der Erschöpfung nahe, der Sauerstoffgehalt der Luft nimmt ab, der Kohlensäuregehalt zu. Als ein neuer Bruch niedergeht, verlieren sie ihre letzten Habseligkeiten. Das Trinkwasser ist schon seit Stunden ausgegangen. Nach vier Tagen, „nahe dem Steilgrad der Ewigkeit“, werden Hubalek und Brinkmann aus der Gewalt des Berges befreit, gerettet durch den unermüdeten Einsatz der Arbeitskameraden, „da kneift keiner, sind schon Kerle. Manchmal auch Schweine“.

Der Roman ist in seiner sozialkritischen Anklage hart, er weist unerbittlich auf Mißstände hin, die trotz der zunehmenden Perfektion der Technik noch im Bergbau anzutreffen sind: „Unsereiner darf doch nichts sagen, wir sind Kumpels, verstehst du? Der Arsch der Welt, mit dem man nicht denken kann. Und weil die anderen die Köpfe sind und die Verantwortung tragen, müssen sie zwangsläufig auch alles richtig machen ...“ Mit früheren Veröffentlichungen, die vielfach das Bergmannsleben romantisch und sentimental beschrieben, kann dieser Roman nicht verglichen werden.

Die sozialen, politischen und wirtschaftlichen Fragen der Gegenwart werden mit großem Ernst berührt; zeitkritische und -satirische Passagen weisen Max von der Grün als einen Schriftsteller aus, der unserer Zeit ins Gewissen redet: „Auf der Zeche denkt man immer noch braun und im Vierjahresplan: Räder müssen rollen für den Sieg.“ Weniger zufrieden ist man gelegentlich mit der Sprache des Autors, mit Satzketten, die hin und wieder in den Sog der Mache geraten („Stacho wütend.“ „Sauerei das hier.“ „Verdammte Kotze.“). Auch die Hauptfigur des Romans, der Hauer Hubalek, überzeugt nicht ganz. Sein Ausdrucksvormögen setzt sich aus den Eigenarten der „Kumpel-Anton-Sprache“ und etwas schwindstüchtigen Allerweltssprüchen zusammen („Jetzt kommt der Moment, wo der Frosch ins Wasser springt“). „Da schweigen alle Flöten“ usw.).

Aufs Ganze gesehen überwiegt jedoch der positive Eindruck. Der Roman setzt einen neuen bemerkenswerten Anfang in der literarischen Auseinandersetzung mit der modernen Arbeits- und Industriewelt. Ein Buch, das zur Diskussion herausfordert.

Hugo Ernst Käufer



Kinder tödlich verunglückter Bauarbeiter, für deren spätere Ausbildung nun gesorgt ist  
Foto: Rudolf Sulzmann

## Maihymne

Reif und Rost des Winters  
springen ab von den Saiten  
meiner Herzharfe.  
Fort mit der Vermummung,  
die alles dumpf macht!  
Raus aus dem Gefängnis  
von Pelz und Wolle!

Ich hänge die Sinne  
zum Bad in die sprudelnden Winde –  
und das geklärte Sehen  
schaut Sonne und Himmel und Erde –  
und das entstaubte Ohr  
lauscht den Lerchen und Liebesliedern,  
und ich rieche Acker und Blüte  
und schmecke und fühle  
den Rausch der vergangenen Jugend.

O jubelnde Hymne,  
o silbernes Lied  
meiner Herzharfe:  
Mai, Monat der Liebenden  
und Schaffenden,  
du bist der menschlichste Monat,  
denn Liebe und Arbeit  
sind die fruchtbaren Gärten des Lebens.

W. Bartock

## Sicherheit für die Kinder

Am 21. März 1963 wurde in der Paulskirche zu Frankfurt am Main in einer Feierstunde die Stiftung „Berufshilfe“ der Industriegewerkschaft Bau-Steine-Erden ins Leben gerufen. Der Bundespräsident und zahlreiche Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben waren Gäste dieser Veranstaltung.

Die „Berufshilfe“ soll den Kindern tödlich verunglückter organisierter Bauarbeiter die Berufsausbildung, die sie sich wünschen, ermöglichen.

Die Stiftung ist ein Teil eines umfangreichen Vertragswerkes, das die Hervorhebung der Gewerkschaftsmitglieder vor den Unorganisierten vorsieht. So erhalten Arbeitnehmer des Baugewerbes, wenn sie mindestens 10 Jahre lang der Gewerkschaft angehört, nach ihrer Pensionierung eine zusätzliche Rentenbeihilfe aus der Zusatzversorgungskasse des Baugewerbes. Bei einer Mitgliedsdauer von mehr als 40 Jahren – diese Zeit können die meisten Kollegen/Rentner nachweisen – beträgt die zusätzliche Rentenbeihilfe DM 45,— im Monat. Die Industriegewerkschaft Bau-Steine-Erden erhält für diese Einrichtung einen Betrag von 45 Millionen D-Mark. Die Mittel für alle Leistungen werden von den Arbeitgebern des Baugewerbes aufgebracht.

Mit den verschiedenen Leistungen wird von den Arbeitgebern des Baugewerbes die Rolle des Gewerkschaftsmitgliedes anerkannt, das mit dazu beiträgt, die Verhältnisse in diesem Wirtschaftszweig zu regeln.

Für die jungen Arbeitnehmer ergeben sich nunmehr Folgerungen in der Haltung zu der Gewerkschaft.

Gewerkschafter sind – wie mancher den Eindruck hatte – nicht mehr Sektierer, die gegen Arbeitgeber und Staat kämpfen, um aus der Wirtschaft einen möglichst hohen Anteil des Sozialproduktes herauszupressen; sie sind aktive Bürger, die von der Gegenseite – den Arbeitgebern – anerkannt werden und die im Staat ihre Rolle spielen. Eine Gewerkschaft mit solchen Mitgliedern gewinnt Vertrauen, wird organisatorisch gestärkt und kann sich, wo es um die unmittelbaren Interessen der Mitglieder geht, besser durchsetzen.

Es wird zwischen Unternehmern und Gewerkschaften immer Meinungsverschiedenheiten geben; besonders dann, wenn es sich um materielle Gesichtspunkte handelt. Auf der anderen Seite sollten aber dort keine Gegensätze aufgebaut werden, wo sie zwangsläufig nicht zu sein brauchen.

So forderte der Bundespräsident die Tarifpartner auf, auf dem Gebiet der Berufsausbildung zusammenzuarbeiten. Es gibt noch viele andere gemeinsam zu lösende Aufgaben. Schon heute zeichnet sich der Wunsch der jungen Bauarbeiter ab, den Weg, der von der Industriegewerkschaft Bau-Steine-Erden beschritten wurde, mitzugehen.

Jürgen Jöns

# „Das positive Positiv“

photokina 1963

Fotografie ist „jung“, nicht nur, weil sie mit ihrer kaum mehr als hundertjährigen Geschichte eines der jüngsten Ausdrucksmittel des Menschen ist – in ihrer Aufforderung, mit Technik zu „bild-en“, liegt ihr „jugendlicher Reiz“. Sollte die Kombination von Präzision und Freiheit, von der Logik der Technik und der weiten Möglichkeiten eigenen Gestaltens nicht immer wieder junge Menschen locken, sich mit ihr geradezu leidenschaftlich zu beschäftigen? Sie tut's! Mehrere Bilderschaufenster auf der diesjährigen „photokina“ in Köln zeigten dafür überzeugende Beispiele.

Doch begeben wir uns erst auf einen kurzen Streifzug durch die Technik auf der Fotomesse, eh wir sehen, was damit gestaltet wurde.

Die diesjährige „photokina“ wurde von einem Sprecher der Fotoindustrie als „Messe der Überraschungen“ bezeichnet, und tatsächlich brachte sie für Berufsfotografen wie für die immer größer werdende Heer der Amateure allerlei Neues. Der Clou dabei war das Farbbild in 50 Sekunden, wie es Vertreter einer amerikanischen Firma nach dem Fotografieren

eines lächelnden Modells lächelnd aus ihrer Kamera zauberten. (Modell, Kamera und Bild werden von dichten Zuschauerscharen gebührend bewundert). Bestaunte Sensation war natürlich auch die Nachbildung der „Mercury-Raumkapsel“, die beengt-beängstigende Träume von Weltraumfahrten wachruft, doch hat sie zur Zeit für den Amateur noch keinen praktischen Nutzen. Er wendet sich darum den Fotoapparaten in Streichholzschachtel-„größe“ und den Blitzlichtgeräten im Winziformat zu, die ihm leichtbeschwingte Fotojagd ermöglichen. Er mußte sich freilich dabei fragen, ob diese Kleinstformate die Bildgestaltung nicht allzu sehr beeinträchtigen. Und diese Bedenken störten ihn auch angesichts der vielen automatischen Kameras. Während eine japanische Firma die Automatik auf die Spitze trieb, indem sie dem Fotojäger nichts mehr zu tun übrigläßt, als den Knopf in die Gegend zu halten und auf den Knopf zu drücken – Entfernungsmessung, Belichtungszeit, Blende, Filmtransport, Spannen des Verschlusses regelt die Automatik – besitzen etliche

deutsche automatische Kameras bereits einen Hebel, mit dessen Hilfe die allzu große Selbständigkeit des Apparates zurückgedämmt und dem Menschen wieder seine ursprüngliche Funktion zurückgerettet wird, selbst tätig zu sein, nicht nur als Knopfauslöser, sondern denkend und gestaltend. Wie gut er das noch kann, beweisen die 15 Bilderschaufenster der photokina mit ihren rund 2000 Fotos.

Sehr erfreulich war, daß von der Leitung dieser großartigen und informierenden Ausstellung das „positive Positiv“ zum Leitmotiv erhoben wurde. Der Genuß an der Misere, die kaputte Puppe und die Müllleimerecken sind einer realistischen aber trotzdem, oder vielleicht deswegen, positiven Lebensschau gewichen. Zu dieser positiven Realistik gehört auch der Mut des Fotografierens zu sich selbst. Die experimentellen „Anleihen“ aus Malerei und Graphik wurden selten, die Fotografie oder das Fotografieren scheint bescheidener und damit konzentrierter, kerniger geworden; mancher Ansatz zum allzu Subtilen, zum Kitsch ist verschwunden.

In diese Linie fügten sich die vielen Fotos Jugendlicher mit überraschender Qualität. „Bemerkenswert scheint mir die ruhige, nüchterne und konkrete Art der Zuwendung zur Gegenwart und der Welt, mit der sie täglich umgehen; charakteristisch ist dieser Standpunkt und diese Blickrichtung in der gekonnten Wiedergabe der mitmenschlichen Beziehungen“, sagte der Bundesminister für Familien- und Jugendfragen, Dr. Bruno Heck, von den jungen Fotografen.

Unter der Rubrik „Deutscher Jugendfotopreis 1962“ wurden die Fotos Jugendlicher gezeigt, die Preise und Prämien erhielten; eine zweite Schau zeigte gute Leistungen der Arbeitsgemeinschaft „Jugend fotografiert“, die zehn Jahre besteht. Ein weiteres Jubiläum wurde im Bild gefeiert: das 100jährige Bestehen der Rot-Kreuz-Bewegung. Und auch hier bewiesen Jugendliche ihren „richtigen Standpunkt“, beim Fotografieren und – bei ihrem Einsatz für den Mitmenschen, denn hier wurden junge Helfer von ihren Kameraden fotografisch „geschnappt“.

Diese Themen führten hinüber zu der intensiven Schau der MAGNUM-Gruppe: „Des Menschen Menschlichkeit“. Diese dritte MAGNUM-Schau der „photokina“ mit hohem künstlerischem und dokumentarischem Ausdruck zeigte, daß der Wert des „positiven Positivs“ nicht darin liegt, die Schattenseiten des Lebens geflissentlich zu überdecken, sondern in der Wahrhaftigkeit und im Bemühen des Fotografen, mit seinen Bildern Teilnahme am Mitmenschen und Achtung vor ihm wachzuhalten. Dieses Bemühen zeigte ebenso die Bildauswahl der UNESCO: „Lehren, Lernen, Verstehen“. Ein freundlicher Beitrag zur Gemeinsamkeit ist auch die „Motivkugel“. Hier klopft der eine Amateur dem anderen gewissermaßen auf die Schulter und sagt mit guten und schlechten Bildbeispielen „Mach's lieber so – statt so.“ Und sogar Fachfotografen vertragen Tricks aus ihrer Praxis in der Schau: „Mein interessantester Auftrag“.

„Lebensfreude... Lebensfreuden“ und „Die lachende Kamera“ unterstrichen noch einmal den Grundakkord des „positiven Positivs“, drei weitere Bilderschaufenster stellten „große Fotografen dieses Jahrhunderts“ vor.

Wie sehr die Fotografie trotz ihrer „Jugendlichkeit“ unser Weltbild bereits wandelte, ließ die Schau „Was wir der Photographie verdanken“ ahnen, die Phantasie und Vermutung von „damals“ dem fotografischen Bild der Gegenwart gegenüber setzte. Dabei stellte sich heraus, daß die kühnste menschliche Phantasie von der Wirklichkeit überflügelt wird. Das zeigen auch die Bilder der „Photographie im Weltraum“.

Phantastisches Leben – phantastische Technik, das ist der Eindruck des Besuchers, wenn er die Photokina 1963 auf müden Füßen verläßt. Und hinter aller Erschöpfung regte sich in ihm schon wieder das Verlangen, mit neuem Mut, mit neuer Freude auf Fotojagd zu gehen.

A.S.



◀ Aus der Bilderschau der UNESCO

# 10 Tonnen Kleider für Algerien



**K**inderkleid, „Frauenmantel“, „Noch 'ne Jacke!“, „Noch 'ne Jacke!“ Die Stimmen sind heiser vom Staub, die Hände greifen mechanisch zu, die Gesichter sind müde, schon zu müde, um noch Freude zu zeigen – aber gefreut haben sie sich, als der Paketberg im Schulraum höher und höher wuchs, und als sich zeigte, daß nicht Lumpen, daß wirklich gut erhaltene Kleidung gespendet wurde: zehn Tonnen guter Kleidung aus einer kleinen deutschen Stadt für Algerien, gesammelt von jungen Menschen an ihrem freien Wochenende, organisiert vom Internationalen Zivildienst.

Der Internationale Zivildienst, eine Vereinigung junger Menschen aus allen Erdteilen, verschiedenster Religionen, verschiedener politischer Anschauungen, hilft, wo soziale Not den Einsatz kleiner Gruppen fordert. Seine Mitglieder räumten Trümmer aus Lawinen-, Erdbeben-, Überschwemmungs- und Kriegsgebieten, sie bauten Flüchtlingswohnungen, Krankenhäuser, Kinderheime. Die unermeßliche Not im heutigen Nachkriegsalgerien lehrte sie aber, daß man Schwerpunkte der Hilfe aufbauen muß, um sinnvoll wirken zu können. Diese Hilfe soll zur Selbsthilfe führen. Aber im Augenblick ist Algerien noch kaum zur Selbsthilfe fähig: Die Not ist zu groß und droht, Mut und Geduld derer zu ersticken, die für die Unabhängigkeit Algeriens kämpften und nun ihr Land aufbauen wollen. Am schlimmsten ist das Elend der Grenzgebiete. Die Flüchtlinge, die aus Marokko und Tunesien zurückkehrten – meist Frauen und Kinder –, finden ihre Dörfer verbrannt und zerschossen, die Felder vermint. Hunger und Krankheit warten, und für 100 000 Einwohner stehen fünf Ärzte (!) zur Verfügung (in der Bundesrepublik 200). Die Wirtschaft ist großenteils zusammengebrochen, denn Hunderttausende französischer Fachkräfte verließen das Land. 80 v.H. der Algerier aber, von Algerienfranzosen als „ratous“, „kleine Ratten“, behandelt und in der Ausbildung oft behindert, sind Analphabeten.

Der Internationale Zivildienst baut in seinem Zentrum El Khemis in Westalgerien mit Algeriern zusammen ein neues Dorf auf, er hat einen Medizin- und Sozialdienst eingerichtet mit Krankenstation, Milchausgabe, Kleiderverteilung und Hygieneprogramm, und Freiwillige des IZD unterrichten in algerischen Schulen.

Nicht jeder kann hinausfahren, um zu helfen, aber es fehlt dort so unendlich viel, was wir geben können: Medikamente, Kleider, Seife, Handtücher...

Das Nordafrika-Komitee des Internationalen Zivildienstes berichtete seinen Freunden von der Not. „Die Bundeswehr würde mir Lkws zur Verfügung stellen“, sagte da einer. Und aus diesem einen Satz entstand die Kleidersammlung in Troisdorf. Denn in Algerien sind die Nächte kalt.

Unermüdlich verhandelten nun junge Leute mit dem Stadtdirektor und mit der Bundeswehr, sie klingelten an bei den Pfarrämtern und beim Schulamt, sie hatten Firmen um Säcke gebeten, um Wagen und Fahrer...

# 10 Tonnen Kleider für Algerien





Vieles schien zu schwierig. „Wir schaffen's nicht“, mag mancher heimlich gedacht haben – aber er sagte es nicht.

Und dann wurde von den Kanzeln verkündet: „Am nächsten Sonntag ist Kleidersammlung für Algerien.“ Die jungen Leute freuten sich. Handzettel flogen in die Briefkästen: „In Algerien ist Nachkriegszeit. 50 v. H. der Bevölkerung lebt in Lagern. Ahnst du, welche Not dort herrscht? ...“ Lautsprecher dröhnten durch die Straßen „Bitte unterstützen auch Sie unsere Aktion ...“ Die Einwohner der kleinen Stadt Troisdorf haben die Aktion unterstützt. Als die jungen Leute am Samstagmorgen von den Lkws sprangen, die von Bundeswehr und Firmen zur Verfügung gestellt wurden, standen sauber verschürnte Kleiderpakete vor den Haustüren. Erst war's wie beim Ostereiersuchen: „Sieh, da liegt noch eins!“, aber bald wuchs die Paketmenge zu einer wahren Flut.

Und der große Klassenraum, der den freiwilligen Helfern zur Verfügung gestellt wurde, reichte nicht aus, diese Flut zu fassen. Während an den Schultischen Jungen und Mädchen den Segen schon in Säcke sortierten, schleuste eine Kette von Freiwilligen immer noch neue Pakete ins Schulhaus. Jungen der katholischen und evangelischen Pfarrjugend reichten Pfadfindern die Pakete weiter und Schülern und Schülerinnen, die spontan zum Sammelplatz kamen, weil sie hörten, daß noch Helfer gebraucht würden.

Ein Krankenhaus spendete Mittagssuppe und Abendbrot, der Stadtdirektor selbst sorgte dafür, daß kostenlos Säcke nachgeliefert wurden, nachdem die Gebefreude der Troisdorfer jede optimistische Schätzung überbot.

Tag und Nacht hindurch wurde sortiert: Der Berg der Lumpen blieb klein, aber der kostenlos von der Bundeswehr zur Verfügung gestellte Waggon füllte sich mit fast 135 Säcken Frauenkleidung, etwa 120 Säcken Männerkleidung, 85 Säcken Kinderkleidern; dazu kamen 40 Schuhsäcke, Handtücher, Waschlappen, Spielzeug, Seife und anderer „Kleinkram“.

Während der Waggon schon nach Hamburg fuhr, um dort von einer Reederei in Empfang genommen zu werden, die die Spenden unentgeltlich nach Algerien weiterschicken will, sortierten die unermüdlichsten der Sammler schon weiter: diesmal im Keller einer „Offenen Tür“ in Köln, denn die gesamten in der Bundesrepublik stationierten belgischen Streitkräfte hatten sich mit einer „Aktion El Khemis“ der Hilfe des IZD angeschlossen und weitere zwei bis drei Tonnen gut erhaltener Kleidung gesammelt. So wurde aus der Initiative einiger junger Leute eine deutsch-belgische Hilfsaktion für ein Volk, das nach furchtbarem Bürgerkrieg für jeden Beistand dankbar ist, der ihm hilft, die chaotische Nachkriegszeit zu überwinden.



# Im Hause des Bruders

Geschichte von Paul Schallück

Gustav Mödel ist mein Freund. Ich glaube ihn zu kennen, soweit es überhaupt möglich ist, einem Menschen hinter die Stirn zu schauen. Ich bilde mir jedenfalls ein, zutreffend beschreiben zu können, wie er sich in bestimmten Situationen zu verhalten pflegt. Und darum kann ich ihm nicht glauben, wenn er behauptet, keine Angst gehabt zu haben.

Ich verstehe: Er spürte noch nichts, als der Zollbeamte, eine wandelnde Wichtigkeit, seinen Koffer öffnete, ihn zu inspizieren begann, schweigend und hochnäsiger, als hätte er es mit einer Wasserleiche zu tun und nicht mit dem Kofferinhalt eines mitteleuropäischen Zivilisten. Da stieg nur, vom Magen aus, Scham in Gustav hoch, und eine zivilistische Empörung, die er jedoch auf halbem Wege zurückzudämmen verstand. Das hatte er ja einige Male schon exerzieren müssen während der fünfzehn Jahre, in denen er immer zur Leipziger Messe hinüberfuhr, um seinen Bruder zu besuchen. Wahrscheinlich zitterten ihm auch dann die Knie noch nicht, als der Zöllner das Fächerkästchen mit den Ampullen entdeckte, das Gustav tief in der Unterwäsche versteckt hatte. Er konnte sich als rechtmäßiger Besitzer ausweisen und tat's auch sofort, indem er dem jungen Beamten das ärztliche Attest zeigte, der jedoch nur einen Sekundenblick darauf warf. In dem Augenblick aber, als sich der Einsilbige auf dem Absatz drehte, die Abteiltür aufriß, ohne Gruß, ohne ein anderes Zeichen der Erledigung auf den Flur hinausstrat, in diesen Sekunden, davon bin ich überzeugt, spürte mein Gustav die bekannten Wellen, die den Puls beschleunigen, die Lungen verwässern und das Knochengestüt in Gummi verwandeln.

Er kann auch nicht, wie er berichtet, dem Zöllner nachgestürzt sein und gerufen haben: „He, mein Paß! Geben Sie mir meinen Paß zurück!“ Er hat höchstens gesagt: „Bitte, Sie haben mir meinen Paß nicht zurückgegeben.“ Aber auch das hätte der Zöllner hören und verstehen müssen, wengleich der Zug zwischen Oebisfelde und Magdeburg durch Kurven schlingerte. Er tat, als habe er nichts vernommen und seinen Dienst mit der Durchwühlung des Koffers beendet. Gustav hangelte sich in sein Abteil zurück, in dem er seit Wolfsburg allein war.

Als der Zug in die Magdeburger Schienenspinne hineinglitt, kam der Zöllner, begleitet von einem Volkspolizisten, zu Gustav zurück. Und die Wellen, die Gustav inzwischen mit den Werkzeugen der Überredungskunst in eine Ebbe zurückgestaut hatte, durchbrachen die neuen Dämme. Widerstandslos nahm er Mantel und Koffer und folgte den Uniformen ihren Befehlen entsprechend über den Flur, dann auf den Bahnsteig hinaus. „Was hätte ich anderes tun können?“ sagte er später, und ich stimmte ihm zu. Wie einen Verbrecher nahmen sie ihn in ihre Mitte, führten ihn in eine dämmerige Wachstube, wo sie ihm vor dem Schreibtisch und unter einer starken Lampe auf einem wackeligen Stuhl Platz anwies.

Abweichend von seiner eigenen Schilderung kann ich mir vorstellen, daß Gustav vor dem jungen Offizier, der zehn oder fünfzehn Jahre jünger war als er, mit unschuldigem Gesicht und schüchterner Stimme wiederholte, was er schon dem Zöllner berichtet hatte: das Mißgeschick in der Badewanne, wobei der Offizier zu grinsen und die beiden andern zu feixen begannen; die Rippenbrüche also, die er sich beim Ausrutschen in der Badewanne zugezogen hätte, wie davon die Lunge gereizt worden wäre, das anfängliche Verbot des Arztes, nach Leipzig zu reisen, und wie er ihm dann doch noch zu reisen erlaubt hätte unter der Bedingung, daß er sich einmal am Tage eine Spritze geben lasse. Gustav legte das Attest auf den Schreibtisch neben das Kästchen mit den Ampullen. Auch der Offizier sah sich das Attest viel zu flüchtig an, um es lesen zu können. Das Kästchen aber untersuchte er beflissen, nahm ein Röhrchen heraus, betrachtete es, roch daran, hielt es gegen das Licht und versuchte mit Ausdauer, die Aufschrift zu verstehen. Er legte sich über den Schreibtisch, bog die Lampe zurecht und prüfte durch die Lupe Gustavs Ellbogenbeuge, winkte dann die andern herbei und sagte:

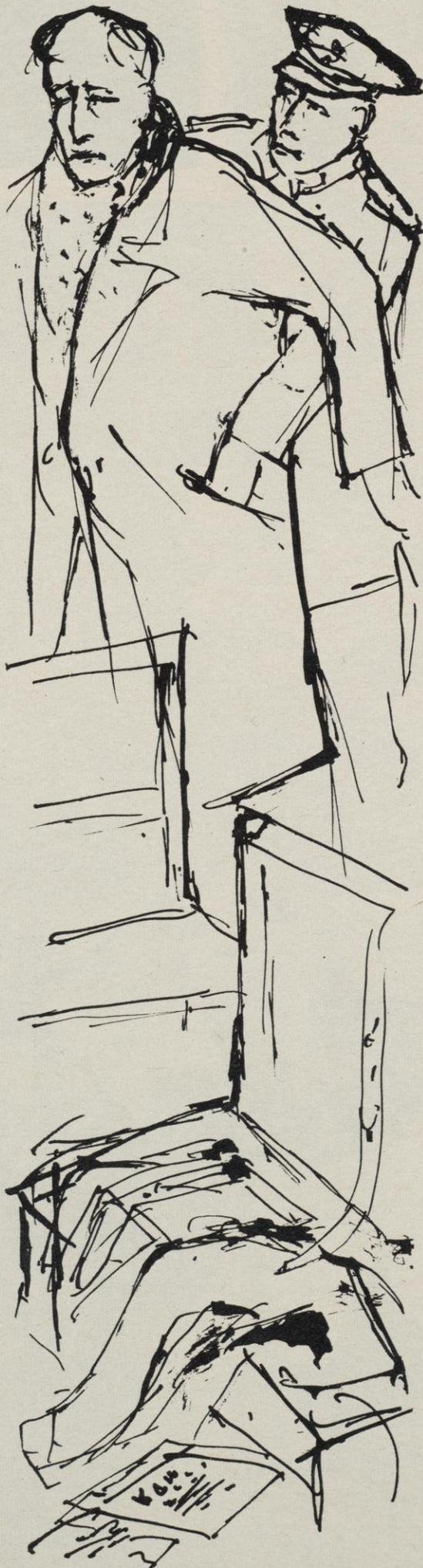
„Na bitte, schaut euch das an. Wie ein Sieb“, in unverfälschtem Sächsisch.

„Von den Spritzen, die ich bekommen habe“, sagte Gustav schnell, und die drei lachten ihm ins Gesicht.

Da der Zollbeamte nur die Ampullen, aber kein Instrument zum Einspritzen gefunden hatte, machten sie sich nun zu dritt über Gustavs Koffer her, durchstöberten die Ecken mit weibischer Neugier, beklopften die Wände, durchwühlten ihn mit einer, wie Gustav schien, verbissenen Wollust, die sich in Verbitterung und dann in Zorn verwandelte, je näher sie dem blanken Boden kamen, wo ihre Hoffnungen verdursteten. Breitbeinig baute sich daraufhin der Offizier vor Gustav auf, richtete den Lampenschirm in sein Gesicht und sagte:

„Also, wo hast du sie? Raus damit, los! Wir können auch andere Methoden anwenden. Wir finden sie doch. Los!“

Gustav schwieg, aus Taktik und Verachtung, wie er mir erzählte. Ich nehme an, weil ihm die Kehle zugeschnürt war. Der Offizier fuhr mit seinen weißen Händen in Gustavs Mantel-, Rock- und Hosentaschen hinein, klopfte ihn ab wie einen Sack und befühlte ihn schamlos von oben bis unten, auch zwischen den



Beinen. Es blieb ergebnislos. Da ließ sich der Offizier Gustavs Brieftasche reichen, schnüffelte darin, entdeckte die Aufenthaltsgenehmigung und Heinrichs Adresse, Gustavs Bruder in Leipzig, schrieb sie auf einen Zettel und grinste wieder verächtlich, als Gustav erklärte, sein Bruder Heinrich sei in Leipzig ein ganz gewöhnlicher Lebensmittelhändler, der es tagaus tagein und fast schon ein Leben lang mit Butter, Eier, Käse zu tun habe, nicht aber mit Medikamenten.

Mit der Brieftasche und den Ampullen, mit dem Attest und dem Paß zogen sich die drei Uniformen in einen Nebenraum zurück, nachdem einer die Ausgangstür verschlossen hatte. Und als sie nach einer langen Weile, die Gustav dazu benutzte, seinem inneren Menschen auf die Beine zu helfen, wieder erschienen, gab der Offizier ihm alles zurück, auch die Ampullen, und sagte: „Ich glaub' dir kein Wort, Bürschchen, daß du's weißt. Aber wir können Ihnen leider nichts beweisen, diesmal noch nicht. Entschuldigen Sie also und gute Reise, und grüßen Sie Ihren ganz gewöhnlichen Bruder von der Volkspolizei in Magdeburg. Sie haben übrigens nichts verpaßt, Ihr Zug ging sowieso erst in einer Stunde. Freundschaft!“

Damit war Gustav entlassen. Er will seine Gastgeber in der Wachstube aufreizend gemächlich und ohne Abschiedsfreundlichkeit verlassen haben. Ich nehme jedoch an, daß er aufatmete wie jemand, der aus einem Alptraum erwacht, wie ein Schiffbrüchiger, der Land vor sich sieht, auf der Stirn die Feuchtigkeit trocknete und mit leisem Gruß und raschen Schritten im Gewimmel des Magdeburger Hauptbahnhofs untertauchte. Bruder Heinrich und Schwägerin Agnes erzählte er seine Geschichte ausführlich von Anfang an, beginnend mit dem seifigen Wasser, das seine Füße in Schlittschuhe verwandelt hatte, und endend mit dem Geständnis, daß er in Leipzig den Taxifahrer nicht unmittelbar vor dem Haus seines Bruders, sondern hundert Meter etwa dahinter hatte halten lassen und den Rest zu Fuß zurückgelegt hatte. Schwägerin Agnes unterbrach seinen Bericht einige Male mit Fragen nach dem genauen Wortlaut der Wechselreden im Zug und der Wachstube. Bruder Heinrich hingegen hörte ihm schweigend zu, mit einem verschlossenen Gesicht, das Gustav in ihrer gemeinsamen Kindheit nur dann an ihm beobachtet hatte, wenn Heinrich in einer Klemme saß oder Gefahr witterte. Und erst als Gustav geendet hatte, fragte er:

„Du hast dir tatsächlich die Rippen gebrochen, Gustav?“

„Aber Heinrich! Du glaubst mir auch nicht? Sogar mein Bruder ist mißtrauisch geworden? Ich kann's dir ja nicht zeigen. Na schön. Morgen werd' ich's dir beweisen. Wir müssen zusehen, Agnes, daß wir morgen eine Krankenschwester bekommen. Sie muß mir eine Spritze geben. So lange halt ich's schon noch aus.“

„Entschuldige Gustav“, sagte Heinrich und sah seinen Bruder nicht an. „Es soll ja bei euch drüben so viele Rauschgiftsüchtige geben. Das hören wir hier immer wieder. Es könnte doch sein, daß auch du... wer weiß denn...“

„Warte bis morgen, Heinrich, bitte.“

„Aber das mit dem Lebensmittelhändler“, sagte Agnes, „das hättest du nicht sagen dürfen. Du weißt doch noch vom vorigen Jahr, wie schwer wir's haben als selbständige Kaufleute. Glaub' ja nicht, es ist in diesem Jahr besser geworden, seit der Mauer. Im Gegenteil.“

Gustav entschuldigte sich, und Bruder Heinrich sagte:

„Schlimmer ist das andere, daß ich nun vielleicht in Verdacht stehe, am Rauschgiftschmuggel beteiligt zu sein. Ob nun was dran ist oder nicht, Gustav, sie können die Geschichte zum Vorwand nehmen, meinen Laden zu schließen.“

Auch bei Tisch noch bedachten sie die Gefahr, malten schwarz und wieder rosa, kamen aber zu dem Schluß, daß sie nichts unternehmen könnten. Sie fühlten sich ohnmächtig und waren's wohl auch. Und als sie hernach Zigaretten rauchten und dazu Wodka tranken, klingelte es. Agnes und Heinrich schrakten zusammen. Gustav auch, füge ich hinzu, obwohl er es in seinem Bericht verschwiegen hat. Heinrich öffnete, und alle drei starrten das hübsche blonde Mädchen an, das da in der Tracht einer Krankenschwester hereinkam, flott und fröhlich wie es schien.

„Freundschaft“, sagte die Schwester und lächelte, und gab jedem ihre schmale Hand. „Wir haben von Magdeburg Nachricht bekommen, daß hier dringend eine Krankenschwester gebraucht wird. Also, da bin ich. Na, wo ist denn der Patient aus dem goldenen Westen?“

Gustav stellte sich vor und erzählte nun zum vierten Male die Geschichte der Badewanne, der Rippenbrüche, der Lungenreizung. Wie dem jungen Offizier legte er nun auch, unaufhörlich erzählend, der hübschen Krankenschwester das Attest vor und schob ihr das Kästchen mit den Glasröhrchen zu. Sie las die Diagnose sorgfältig und studierte gewissenhaft die Anmerkungen auf den Ampullen, während Gustav, wie ich ihn kenne, seine Redelust nicht verhalten konnte, sie vielmehr noch über den Antritt der Reise hinweggleiten ließ und sich lautstark und nachträglich empört – das traue ich ihm zu – bei dem blonden Mädchen über den Zöllner beschwerte, über den

Volkspolizisten, ganz besonders über den ungehobelten Offizier, der ihn behandelt hätte wie einen Süchtigen, einen Rauschgiftschmuggler, wie einen gemeinen Verbrecher. Er nannte ihn einen Schnösel:

„Ist das die Art, wie man hierzulande einen kranken Mann behandelt, der immerhin Jahr für Jahr freiwillig zur Leipziger Messe kommt?“ fragte er, erwartete jedoch keine Antwort, wie er mir später gestand, fragte aber mit einem Eifer, der langsam erblindete, das weiß ich. Die Krankenschwester lächelte. Und Gustav glaubte sich aufgefordert, seine Tiraden und rhetorischen Fragen fortzusetzen. Er sagte, daß er sich nach dem Vorfall lange überlegen müsse, ob er überhaupt noch einmal zur Messe fahren könne, schuld daran seien diese vergrämten Bürokraten, wie er sie aus dem Dritten Reich noch in Erinnerung hätte; er nannte sie verköchernte Befehlsempfänger, typische Produkte einer Staatsideologie, die ihrer selbst, nicht der Menschen wegen geschaffen sei, und beschimpfte nicht nur die drei Uniformen, die ihm Kummer bereitet hatten, sondern die gesamte Volkspolizei und alle Zöllner dieses Landes. „Na, dann woll'n wir mal!“, sagte die Schwester mit fröhlicher Stimme. „Bitte, ziehen Sie den Rock aus und machen Sie, bitte, den linken Arm frei. Den linken, wir spritzen hierzulande selbstverständlich nur in den linken Arm, wenn das Ihrer Vorstellung von uns angenehm ist.“ Sie lächelte, wie Gustav noch nie zuvor ein Mädchen hatte lächeln gesehen, und er war sich im Augenblick wenigstens nicht klar, ob sie ihm zustimmte oder sich über ihn lustig machte.

Sie sagte sie Spitze einer Ampulle an, brach sie ab, führte die lange Nadel hinein, sog die Flüssigkeit in die Spritze, betupfte Gustavs Ellbogenbeuge mit einem feuchten Wattebausch und setzte die Nadel an. Und währenddessen zankte Gustav weiter, belferte noch immer, griff tief ins Reservoir seiner Schimpfworte, ungeachtet des kleinen Schmerzes, den ihm der Einstich verursachte. Und als das Mädchen die Nadel herausgezogen, den Wattebausch auf die winzige Stichwunde gedrückt und die Beuge geschlossen hatte, sah sie ihn zum ersten Male beharrlich an, blieb ernst und sagte:

„Glauben Sie nicht, Herr Mödel, daß Polizisten und Zöllner in aller Welt ähnlich aussehen und sich benehmen wie bei uns?“ Diese keineswegs rhetorisch gemeinte Frage ließ Gustavs Mundwerk erlahmen. Er blickte in das junge Gesicht und wußte nichts zu erwidern. Die Schwester wickelte die Spritze ein, schob sie in ihr Täschchen, gab jedem ihre schmale Hand und verabschiedete sich:

„Bitte, gehen Sie heute abend nicht mehr aus dem Haus, Herr Mödel. Legen Sie sich hin. Ich werd' Ihnen noch unsern Oberarzt schicken. Freundschaft.“ Sagte es und huschte hinaus. Kaum war die Tür geschlossen, fielen Heinrich und Agnes mit einem Wortschwall über Gustav her. Er hatte sie über seinem Gezänk vergessen und in seinem Eifer nicht bemerkt, daß sie aufgestanden waren und ihm im Rücken der Schwester Zeichen gegeben hatten, sich zu dämpfen, sein Gerede abzubrechen, den Mund zu halten. Das warfen sie ihm vor, heftig und beide zur gleichen Zeit, so daß er nur die Hälfte verstand.

„Also, Gustav“, sagte Bruder Heinrich, „du begreifst, was du angerichtet hast? Wir wissen nicht einmal, ob das eine richtige Krankenschwester war. Ich halte es für das beste, wenn du deinen Koffer erst gar nicht auspackst.“

„Heißt das, du setzt mich auf die Straße?“

„Du kannst den ersten Zug nehmen, der in den Westen geht. Ich bringe dich zum Bahnhof, zu Fuß, versteht sich. Ich kann jetzt in der Nacht bei den Nachbarn nicht nach einem Taxi telefonieren.“

Gustav behauptet in seinem Bericht, er hätte mit seinem Bruder und seiner Schwägerin noch darüber diskutiert, ob es wirklich nötig sei, mitten in der Nacht zu fliehen. Ich bin jedoch der Meinung, daß er selbst genausoviel Angst hatte wie die beiden, und daß er den Vorschlag mit einem - wenn auch verschwiegenen - Gefühl der Erleichterung sofort akzeptierte und bald Mantel und Koffer nahm und sich von Heinrich zum Bahnhof begleiten ließ.

Sie wählten die Merseburger und dann die Frankfurter Straße, um sich unter den Messebummlern unauffällig machen zu können und den Hauptbahnhof so rasch wie möglich zu erreichen. Es war kalt, es hatte zu nieseln begonnen, der Wind fegte schneidend an den Häusern entlang. In den Gassen wässerte der Schnee, der Matsch wurde von vorbeisauenden Autos auf den Bürgersteig gespritzt. Die Brüder hatten keine Zeit, sich darüber zu erregen. Schweigend marschierten sie, nicht zu schnell und nicht zu langsam, den Bordsteinen entlang, wo es weniger hell war als im Schein der Schaufenster. Schweigend wechselten sie die Koffer. Der Handgriff fühlte sich von Minute zu Minute härter an. Gustav trug den Koffer, als neben ihnen ein Wagen bremste. Ehe die Brüder zu laufen beginnen konnten, war ein Mann aus dem Wagen gesprungen, hatte ihnen den Weg verstellt:

„Steigen Sie ein! Kommen sie mit. Kein Aufsehen, wenn ich bitten darf. Verhalten Sie sich ruhig. Los, kommen Sie!“



Er bugsierte erst Gustav, dann Heinrich in den Fond des Wagens, warf die Tür zu, hetzte nach vorn, setzte sich ans Steuer und fuhr auch schon los.

„Na so was! Sie?“ sagte Gustav, als er neben sich in der Dämmerung die hübsche Krankenschwester erkannte. „Was soll das bedeuten?“

„Das frage ich Sie“, sagte die Schwester und lächelte, wie sie in Heinrichs Wohnung gelächelt hatte. „Was machen Sie für Dummheiten, Herr Mödel? Wovor wollten Sie fliehen? Habe ich Sie nicht gebeten, zu Hause zu bleiben?“

„Und woher sollen wir wissen, wer Sie sind?“ fragte Gustav. „Eine Krankenschwester, sehen Sie das nicht?“

„Und sonst?“

„Was sonst? Interessiert es Sie, daß ich glücklich verlobt bin?“

„Wohin fahren Sie uns? Was haben Sie mit uns vor?“

„Das zu erklären, steht mir nicht zu. Nur Geduld. Erregen Sie sich nicht.“

„Sie sind lustig, wissen Sie“, sagte Gustav, und dann zu seinem Bruder, der im Polster kauerte und mit den Händen das Gesicht verdeckte: „Was denkst du, Heinrich?“

„Ich weiß nicht, ich bin auf alles gefaßt“, sagte er. „Woher wußten Sie, Schwester, daß wir zum Bahnhof ...“

„Ihre Frau hat es uns gesagt. Da haben wir kurzerhand beschlossen, die beiden Ausreißer zu kidnappen. Das ist nämlich hierzulande üblich, wissen Sie, dazu werden vornehmlich Krankenschwestern ausgebildet. Dies ist übrigens mein erster Menschenraub. Darf ich vorstellen: Doktor Schneider, mein Oberarzt.“

Der Fahrer am Steuer wandte sich ihnen im Spiegel zu: „Ich bitte Sie um Entschuldigung, meine Herren. Ich werde Ihnen gleich alles erklären.“

Sie fuhren durch ein breites Tor auf einen Gebäudekomplex zu, den Gustav als ein Krankenhaus erkannte. Sie stiegen aus, betraten das Gebäude durch einen Nebeneingang und dann das Sprechzimmer des Oberarztes Doktor Schneider. Er bat die Brüder, in den Sesseln Platz zu nehmen, bot ihnen zu rauchen an. Die Krankenschwester brachte eine Flasche Wodka und vier Gläser, schüttete ein und prostete ihnen verschmitzt lächelnd zu.

„So“, sagte dann der Arzt. „Nachdem wir uns gestärkt haben, will ich Ihnen alles erklären. Noch einmal: Ich bitte Sie sehr um Entschuldigung für den Überfall.“

Gustav hatte ein paar Minuten zugehört, da griff er selbst nach der Flasche, vor Ergriffenheit, und schüttete nach, allen vier. Und Heinrichs Gesicht entkrampfte sich zusehends, hellte auf, bis er wieder zu lächeln vermochte.

Doktor Schneider hatte nämlich in seinem Krankenhaus fünf ernste Fälle, denen er nur mit Penicillin beikommen konnte. Bis zum August des Jahres einundsechzig war er dann und wann nach Westberlin gefahren, um sich penicillinhaltige Medikamente zu besorgen, bei bekannten Ärzten, in Apotheken, bei Freunden. Das war ihm seit Errichtung der Mauer von Berlin unmöglich gemacht worden, und er wußte nicht, wie er den Kranken helfen sollte. Da war nun am Abend Schwester Ursula gekommen und hatte ihm aufgeregt eröffnet, sie wisse eine kleine Penicillinquelle. Er hatte sich in den Wagen gesetzt, um zu ihnen zu fahren und Herrn Mödel zu bitten, ihm das Penicillin zu überlassen für seine Kranken, die mit Sicherheit dem Tod ausgeliefert wären, wenn er nicht in den nächsten Stunden spritzen könnte.

„Darf ich nochmal einschütten?“ fragte Gustav.

„Aber bitte, selbstverständlich“, sagte der Doktor, und dann: „Na, wie steht's, Herr Mödel? Sind Sie so freundlich? Ich verordne Ihnen ein anderes Medikament, nicht ebensogut, aber nach dem, was mir Schwester Ursula berichtet hat, kommen Sie damit ohne Komplikationen über die Runden.“ Er holte aus dem Medikamentenschrank einen kleinen Beutel und legte ihn auf den Tisch. Gustav öffnete seinen Koffer und stellte sein Ampullenkästchen daneben. Doktor Schneider bedankte sich, versprach, Schwester Ursula am nächsten Tag zu schicken und selbst auch noch einmal nachschauen zu wollen, wie sich der Patient fühle.

Doktor Schneider fuhr die Gebrüder Mödel spät in der Nacht nach Hause. nachdem die Wodkaflasche fast leer getrunken war

Und zwei Tage später, als Gustav von einem Messebesuch in das Haus seines Bruders zurückkehrte, übergab Agnes ihm zwei Pakete, Dankspenden von Angehörigen jener Patienten, die Doktor Schneider mit Gustavs Penicillinampullen vor dem Tode gerettet hatte.

An der Heiterkeit, mit der Gustav mir den Schluß seiner Geschichte erzählte, habe ich nichts auszusetzen.

# Marsch auf Paris

Zum Streik der Bergarbeiter in Frankreich



Denn die Kraft, die uns verbindet, ist die Solidarität!

Fotos: Keystone

DGB unterstützt streikende französische Bergarbeiter

Der Deutsche Gewerkschaftsbund hat als Zeichen der Solidarität mit den streikenden französischen Bergarbeitern und ihrem Kampf gegen die Einschränkung der Gewerkschaftsrechte einen Betrag von 150 000,- DM zur Verfügung gestellt. Einschließlich der jetzt zum zweiten Male von der IG Bergbau und Energie bereitgestellten 100 000,- DM haben die Gewerkschaften der Bundesrepublik bisher 350 000,- DM zur Unterstützung der französischen Bergarbeiter und ihrer Familien übermittelt.

In unserem Nachbarland Frankreich der Streik der 200 000 Bergarbeiter nach 34 Tagen zu Ende gegangen, traten in den Ausstand für höhere Löhne, verkürzte Arbeitszeit und längeren Urlaub. Sie standen in ihrem Kampf nicht allein, Arbeiter anderer Berufsgruppen unterstützten sie mit Sympathiestreiks, die zeitweilig das öffentliche Leben Frankreichs stilllegten. Aber die Sympathie benützte sich nicht nur auf die Arbeiter. Kardinäle und Bischöfe stellten weitgehend auf die Seite der Streikenden. Und nicht nur sie, auch geistige Frankreich, Gelehrte, Studenten, Schriftsteller, Künstler und Parteien außer den Gaullisten. Arbeitgeber der französischen Arbeiter ist der Staat, denn die Kohlengruben sind verstaatlicht. Dole und seine Regierung erklärten sich gegen die Forderungen der Arbeiter und kramten ein Dienstverpflichtungsdekret hervor, das im Jahre 1938 als „Notstandsgesetz“ gegen die Kriegsgefahr erlassen wurde. Nun sollte es gegen die Streikenden angewendet werden. Als das vergeblich war, drohte die Regierung mit der Fortführung des Streiks. Und die Bergarbeiter errangen damit einen Sieg gegen die Staatsgewalt, denn die Dienstverpflichtung wurde nicht Wirklichkeit.

De Gaulle hat es zwar fertig gemacht, Parteien und Parlament in ein Schattendasein zu stürzen, aber der Widerstand der Bergarbeiter versagte die autoritären Methoden der Präsidialdemokratie. De Gaulle fand seinen Meister.

Zwar nicht sofort, aber in einem Augenblick werden die Bergarbeiter erreicht haben, wofür sie die Nacht der Gewalt verließen, um im Licht des Tages den Kampf aufzunehmen, der schließlich ein Sieg gegen die Staatsgewalt wurde.

Hans Dohrenbusch



# 1. Mai in Palermo



Eine Reportage von Hans A. Comotio

Die Spitze des Zuges



Der Engländer Vincent Cronin sagt in seinem Buch „Die goldene Wabe Sizilien“ von Palermo: „Vor einem Jahrhundert stand die Stadt noch im Zeichen der Aristokratie – mit herrlichen Palästen der Fürsten und Herzöge –, heute ziehen die reichen Palermitaner oft den Komfort moderner Wohnungen in Mailand oder Paris vor. Die Hütten der Armen sind jedoch seit der arabischen Herrschaft nahezu unverändert geblieben.“

Unterdessen vergingen allerdings 1000 Jahre. Den Arabern folgten die Normannen. Schwäbische, spanische und französische Mächte lösten einander ab. Vor 100 Jahren besetzte der italienische Nationalheld Garibaldi die Stadt, und Sizilien kam nach einem Volksentscheid zu Italien. Palermo aber wurde zugleich Haupt- und Provinzstadt, Dorf und Großstadt, Handelszentrum und Hort ungezählter Kleinstgewerbetreibender. Das Straßenbild bestimmen Wahrsager und Schuhputzer, Los- und Bonbonverkäufer, Tische mit modernem Schmuck und Strümpfen, Fisch- und Gemüsehändler. Fabrikschornsteine fehlen in der Stadtkulisse. Viele Arbeitsmarktuntersuchungen münden deshalb in dem gleichen Ergebnis: Es kann kein Anreiz dafür bestehen, etwas zu suchen, was offensichtlich nicht da ist; so findet man zum Beispiel keine Arbeit in einer Industrie, die nicht existiert! Derweil in Mitteleuropa die Atomreaktoren arbeiten und modernste Anlagen Waren aller Art erzeugen, werden in Palermo die Sandtransporter körbeweise mittels Muskelkraft entladen, schneiden die Handwerker jede Schuhsohle einzeln aus großen Lederstücken und eilen zehnjährige Knirpse lauthals Kaffee anpreisend mit Thermosflaschen durch Straßen, Kaufhäuser und



Büros – begierig, mit einigen wenigen Lire zum Unterhalt der Familie beizutragen.

Zweifellos leben in jedem Land, in jeder Stadt arme Menschen. Sizilien weist freilich einen Anteil von 25 v. H. Allerärmster an der Gesamtbevölkerung, zuzüglich 20 v. H. Ärmste, auf. Vor 10 Jahren konnte jeder zweite Sizilianer weder lesen noch schreiben. Wie aber hausen diese Menschen? Vincent Cronin sagt: „Palermo ist die einzige Großstadt Siziliens, die, von stärkeren Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen verschont, ihre alten Häuser und engen Gassen behalten hat. Die Familien besitzen im allgemeinen einen Raum, in dem bis zu zehn Personen essen, schlafen, arbeiten und spielen. Die Zimmertür besteht oft aus einem großen Brett. Gegen den Eingang gelehnt, hält es Licht, Wind und gelegentlich auch den Regen ab.“ Daneben wohnen aber auch noch etwa 10000 Menschen in Grotten und Baracken.

Mit dem Kapital der „Cassa per il Mezzogiorno“, der Unterstützungskasse für den Süden, versucht die italienische Regierung ein großangelegtes Arbeitsbeschaffungsprogramm zu finanzieren. Die großen Werke im Norden des Landes werden angehalten, Zweigbetriebe in den Notstandsgebieten zu gründen und Arbeitskräfte auszubilden. Gegen das Analphabetentum organisiert die UNESCO viele Hilfsmittel. Außerdem sind Idealisten, wie der Sozialreformer Danilo Dolci, um ihre Landsleute bemüht. Sie leben oft mit ihnen in den erbärmlichsten Verhältnissen. Danilo Dolci selbst verzichtete auf eine sogenannte bürgerliche Karriere, heiratete eine Witwe mit fünf Kindern und verbrachte wegen seiner die Bürokratie bekämpfenden Unternehmungen lange Zeit im Gefängnis. In dem Buch „Umfrage in Palermo“ deckt er erschütternde Mißstände auf. Nach diesen Ermittlungen leben zum Beispiel ganze Stadtviertel von der Kriminalität. Vor den Wahlen gehen die Parteifunktionäre mit Zweipfund-Packungen Makkaroni auf Stimmenfang. Kinder werden in gewissen Straßen traditionell als Taschendiebe abgerichtet. Arbeit erhalten nur Parteimitglieder.

Im Nachwort des Buches schreibt Walter Dirks unter anderem: „Das Elend besteht oft eben darin, daß es die Menschen, die keine Heiligen, keine Heroen und keine Genies sind, in Vergehen, Verbrechen und Laster hineinstößt oder hineinlockt.“

Diese Zustände bilden naturgemäß immer und überall gefährlichen Zündstoff. Auch die 1. Mai-Umzüge in Palermo spiegeln die unwahrscheinlich rückständigen sozialen Verhältnisse und die Unzufriedenheit wider. Was die ausgemergelten Gesichter, die Kleidung und die Bewegungen der schweigend durch die Hauptstraßen der Stadt Ziehenden nicht ausdrücken, das schreien die Schriften der 1.-Mai-Aufrufe von den Häuserwänden und den mitgeführten Plakaten. Niemand belacht die ungelungenen Zeichnungen und Karikaturen. Man meint es bitter ernst, wenn auf ein Schild prallgefüllte Geldsäcke über einen Berg von Gebeinen gemalt werden. Unterernährte Menschlein werden dargestellt, die einige wenige Wohlhabende von ihrem Gold wegziehen. Ein Dickbäuchiger schwingt eine Peitsche über arbeitenden Kindern. Mit Schmuck überhäufte Untiere verschlingen Menschen. Andere Schilder und Spruchbänder enthalten Forderungen nach Arbeit und Brot, oder sie zeigen Ungerechtigkeiten auf. Rote Fahnen wehen. Am Rande des Zugweges sitzen Siebenjährige und bieten Zuckerbrot an – derweil Hunger, Not und Elend eine europäische Großstadt geißeln.

In der Altstadt Palermos



# „... beginnt der Ernst des Lebens!“

Wenn man endlich nach jahrelanger Büffelei den letzten Schultag in strahlendem Glanze vor sich sieht, dann hat man's noch lange nicht geschafft – o nein. Sobald nämlich das langersehnte Ziel schon riesengroß in greifbare Nähe gerückt ist, brechen jene Tage herein, in denen der vielgeplagte Schüler eine wahre Woge von Reden über sich ergehen lassen muß. Alle meist sehr ergreifend und tieferschürfend. Na ja, der Anlässe sind ja auch wahrscheinlich genug gegeben. Da fallen als erstes die Schulabschlußprüfungen an. Grund genug, um vorher bereits reichlich mit ermahnenden Worten bedacht zu werden. Es folgen: die Aushändigung der letzten Zeugnisse, eine intime Klassenfeier und schließlich die hochoffizielle und beinahe rührende Schulentlassungsfeier. Und welcher wackere Deutsche könnte sich derlei Festivitäten ohne salbungsvolle Reden vorstellen – schier unausdenklich. So kommt es also, daß man mehr als einmal zu hören bekommt, daß nunmehr der entscheidendste Abschnitt des Lebens anbrähe und daß es jetzt erst so richtig ernst würde. Als ob die ganzen langen Jahre auf der harten Schulbank ein Spaß gewesen wären. Aber die meisten dieser wohlwollenden Ermahnungen sind in einer so eindringlichen Art gehalten, daß auch der letzte Knopf in der Klasse von einem heiligen Respekt ergriffen wird, wenn er auch nur ganz zaghaft an das Bevorstehende denkt. Und in der Tat sind es nur ein paar ganz Hartgesottene, die sich von derlei Manövern nicht einschüchtern lassen und unerschütterlich daran glauben, daß man auch im Berufsleben nur mit Wasser kocht.

## Das Unbekannte

Ja, und damit sind wir nun glücklich an dem Punkt angelangt, über den wir dir, lieber junger Freund, den es diesmal „erwischt hat“, ein wenig mehr erzählen wollen. Wie gesagt, da stehst du also nun vor dem großen Unbekannten, das da auf dich zukommen soll. Und wie nicht anders zu erwarten, haben die anhaltenden Ermahnungen ihre Wirkung nicht verfehlt: Du steckst erstens voller Hemmungen und zweitens voller guter und bester Vorsätze. Während das letztere sicher kein Unglück ist, kann allzuviel Schüchternheit auch mal ins Auge gehen. Ich muß da immer an meinen Freund Erich denken, der gleichzeitig mit mir als Stift angefangen hat – man könnte ihn beinahe als Leidensgenossen bezeichnen. Und wie das in unserem Betrieb so üblich war, hatten wir Stifte dafür zu sorgen, daß in der Abteilung niemand darben mußte – sprich: Wir mußten die Besorgungen machen für eine kräftige Brotzeit der Gesellen. Es sei nicht verschwiegen, daß auch der Meister nicht von der



Luft allein lebte. Also teilte ich mich mit Erich rechtschaffen in die ehrenvolle Aufgabe des Einkaufens, und wir erledigten dieselbe nun mit mehr oder weniger Geschick. Ehrlich gestanden, wir waren über diesen Job gar nicht böse, denn er brachte sowohl etwas Abwechslung in die ungewohnt lange Arbeitszeit als auch eine willkommene Auffrischung des Taschengeldes. Hab ich schon erwähnt, daß Erich von Natur aus so schrecklich schüchtern war? Er hätte sich am liebsten vor allen verkrochen, und wenn er von Herrn Lemke was erklärt bekam, konnte er nur noch ein ganz dünnes Ja piepsen. Nicht anders erging es ihm beim Einkauf, und so passierte es, daß eines Tages die Butter teuer wurde, bei Erich aber immer noch zum alten Preis verrechnet wurde. Nun ist es im allgemeinen so, daß sich Männer recht wenig um Butterpreise kümmern, und allein einem Zufall ist es zu verdanken, daß man Erich „auf die Schliche“ kam. Sein mühsam hervorgewürgter Kommentar dazu: „Ich hab das nicht sagen wollen!“ Soviel zum Thema Schüchternheit und deren Folgen.

Aber zum Glück besteht ja so eine Lehrzeit nicht nur aus Brotzeitholen. Denn wie schon der Name besagt, hat man in diesen Jahren auch etwas zu erlernen. Einen Beruf nämlich, und das ist eine ganze Menge. Ehrlich gestanden, als ich meine ersten Schwimmversuche im Wasser des Berufslebens unternahm, da war ich mir auch nicht so recht im klaren darüber, daß ich hier ein Handwerk erlerne, um mir zeit meines Lebens eine Existenzgrundlage damit schaffen. Diese Erkenntnis kam erst viel später, und wie ich meine, immer noch frühzeitig genug. Als frischgebackener Lehrling war ich einzig und allein von dem Ehrgeiz beiseelt, ein aufmerksamer, strebsamer Lehrling zu sein, mehr nicht. Und ich kann sagen, daß ich damit recht gut gefahren bin. Was soll man sich denn schon für Jahre im voraus Sorgen machen, wenn einem die augenblicklichen Schwierigkeiten schier über den Kopf zu wachsen drohen. Und das wirst du auch recht bald feststellen: Drei Jahre Lehrzeit sind kein Pappentier, sondern eine verteuert lange Zeitspanne. Egal, ob man sie an der Werkbank

oder am Schreibtisch verbringt, geschenkt wird einem nirgendwo etwas. Da ist es am besten, man schlägt sich von Etappe zu Etappe so durch.

## Die Umgebung

Als erstes heißt es, mit der neuen Umgebung fertig werden. Es ist schon eine empfindliche Umstellung vom halbtägigen Schulunterricht zum Achtstundentag im Betrieb. Dazu kommt, daß man eine ganze Reihe fremder Menschen kennenlernt, und da kann man so seine Überraschungen erleben. Hierbei kommt man am besten zurecht, indem man sich sofort mit einem älteren Lehrling befreundet, um sich über die wichtigsten Personen und ihre Titel und Ämter aufklären zu lassen. Andernfalls kann es passieren, daß man sich ungewollt und ohne jegliche Ahnung unerbittliche Feinde schafft. Denn welcher Prokurist kann es schon verkraften, etwa mit der gleichen Lässigkeit begrüßt zu werden wie der Arbeiter von der



Maschine acht. Auch wenn der letztere für die Produktion unter Umständen von größerer Bedeutung sein sollte – das spielt in diesem Fall keine Rolle. Oder kann man sich einen Amtmann denken, der einem etwas sagen würde, was eigentlich Angelegenheit des Schalterbeamten wäre? Nie und nimmer ist solches in deutschen Landen zu erwarten. Also heißt es sich rechtzeitig ins Bild zu setzen. Und damit jetzt keiner meint, die ersten Wochen und Monate einer Lehrzeit seien allein dem Studium der Mitmenschen gewidmet – mitnichten! Das muß alles so nebenher geschehen, als Randerscheinung gewissermaßen, denn in erster Linie kommt es doch darauf an, das unendlich viel Neue, das ein Beruf in sich birgt, so schnell wie möglich zu begreifen und zu beherrschen. Denn ehe man sich's recht versieht, steuert man schon auf die erste Klippe zu, die dem Lehrling von bösen Menschen zugedacht wurde. In der Fachsprache heißt dieses Attentat Zwischenprüfung. Denn nicht nur Praktisches gilt es zu erlernen, auch die Theorie bleibt einem nicht erspart, und zu diesem Berufe erfand man sogenannte Berufsschulen. Oje!, wird jetzt so mancher denken, von Schule, Lehrer, Prüfungen und was sonst noch damit zusammenhängt, habe ich die Nase noch reichlich voll. Mag sein, doch es führt kein Weg daran vorbei, und so findet man sich alsbald wieder auf harten Holzbänken. Und just in einer solchen macht man dann nach einhalbjähriger Lehrzeit erneut Bekanntschaft mit dem Lampenfieber, das man als Durchschnittsmensch vor Prüfungen aller Art hat. Durch diese Zwischenprüfung soll endgültig festgestellt werden, ob man für den gewählten Beruf tauglich ist, und wieweit man bereits die Grundbegriffe desselben kapiert hat, so sagen die Alten. Na ja!, die werden es schon wissen.

#### Halbzeit

So, damit wäre gewissermaßen die Halbzeit erreicht, und auf Sportplätzen ist es allgemein üblich, daß sich die Akteure in die Kabinen begeben, um sich von den Strapazen zu erholen. Nicht so im Berufsleben, das für den geplagten Lehrling anscheinend keine Verschnaufpausen kennt. Jetzt geht es nämlich mit Riesenschritten aufs dritte und entscheidende Lehrjahr zu, an dessen Ende der Alptraum eines jeden Lernbegierigen steht: die Gesellenprüfung. So, wie man sich Woche um Woche den Zeitpunkt herbeisehnt, zu dem man aus den Lehrlingsstiefeln heraussteigt, in die Gruppe der Menschen aufgenommen zu werden, so wächst auch die Angst vor dieser Prüfung, von der letztlich alles abhängt. Aber bis dahin hast du noch viel, viel Zeit, und es wird inzwischen noch allerhand Wasser den

Bach herunterfließen, wie man so schön zu sagen pflegt. Und was dazwischen liegt, all die kleinen Pannen und schier unüberwindlichen Schwierigkeiten, aber auch so manches nette Erlebnis, das ist bei jedem ein wenig anders. Der eine hat sich mit seinen älteren Mitstiften herumzuärgern, der andere versteht sich nicht so recht mit seinem Meister, und ein dritter schließlich hat schon nach vier Monaten das Pech, ein Werkstück vollkommen zu zerstören. Aber das passiert mit tödlicher Sicherheit jedem, dem einen früher, dem andern später. In jedem Fall jedoch zu einem ganz ungünstigen Zeitpunkt, wenn es gerade besonders eilt oder wenn man meint, den andern beweisen zu müssen, was für ein toller Bursche man schon ist. Aber wie gesagt, so eine Lehrzeit hat zum guten Glück nicht nur Schattenseiten. Man denke bloß an das erhabene Gefühl, das einen ergreift, sobald man das erste selbstverdiente Geld in der Tasche trägt. Am liebsten möchte man das dem Fräulein an der Kinokasse, dem Busschaffner und dem Eiskäufer ins Gesicht sagen, daß diese Gro-

schen nicht von Vater sind. Nun ist es allerdings am Anfang nicht allzu üppig, was es da Woche für Woche hereinschneit. Immerhin, diese paar Märker wollen auch eingeteilt und sinnvoll verplant sein, eben gerade weil sie so knapp sind. Da hört man die Alten so häufig über die heutige Jugend lästern, über all ihre angebliche Verworfenheit, und daß die meisten überhaupt zuviel Geld hätten und weiß der Kuckuck was sonst noch. Schön, mag sein, daß es welche gibt, die recht unbekümmert dieses und jenes Sümmchen verjubeln. Aber von den vielen anderen, die sich jede Ausgabe reiflich überlegen, redet niemand. Na ja!, wir wissen ja, daß die Alten auch keine Engel waren – Gott sei Dank.

#### Man wird dir helfen

Es gäbe noch so manche Story zu erzählen, was einem als Stift so alles passieren kann. Das Leben steckt eben mal voller Tücken, und

anscheinend wird am Anfang immer besonders dick aufgetragen. Aber nun deswegen gleich ängstlich zu sein, das wäre das Allerverkehrteste. Denke immer dran, daß es die andern vor dir auch geschafft haben, und keine Panne ist so erschütternd, als daß man nicht schon kurze Zeit später drüber lachen kann. Und noch einen wichtigen Tip wollen wir dir geben: Überall findest du Gewerkschafter, im Betrieb, im Büro oder hinter dem Ladentisch. Wende dich ruhig an sie, wenn dich mal irgendwo der Schuh drückt, sie werden dir bestimmt weiterhelfen. Es gehört nämlich zum Grundsatz aller Gewerkschafter, einander zu helfen, um gemeinsam stark zu sein. So, und jetzt lasse die Karre mal ruhig anlaufen, so schlimm wird's schon nicht, wie es vielleicht im ersten Moment aussieht. Wir wünschen dir jedenfalls einen guten Start und recht viel Erfolg.

– willi –

Fotos: Udo Hoffmann

# Mutter und Kind

Von G. Ryklin

„Mein Kind“, sagte die Mutter, „da bin ich.“  
Dieses Kind ist gestern 41 Jahre alt geworden und sitzt in seinem gemütlichen Arbeitszimmer. Es beginnt verlegen an seinem prächtigen Bart zu zupfen und sagt erstaunt: „Du bist es, Mutter?“

Der Autor bittet um Entschuldigung: Er hat sich zu sehr beeilt, in seiner Erzählung voranzukommen. Nun also der Reihe nach. In das Arbeitskabinett des großen Chefs eines großen Unternehmens trat die Sekretärin ein...  
„Wassilij Jegorowitsch“, sagt sie, „irgendeine Alte fragt nach Ihnen.“  
„Bin beschäftigt!“ sagte der große Chef.  
„Dasselbe sagte auch ich ihr. Es half nichts.“  
„Ich habe eine Sitzung.“  
„Das sagte ich ihr auch. Sie geht aber nicht weg.“  
„Also gut, sie soll hereinkommen.“ Der große Chef machte sofort das Gesicht, in dem geschrieben steht: „Mach es kurz, wenn ich bitten darf...“ und „Ich habe keine Zeit mit dir zu schwatzen. Und schau, daß du bald hinauskommst...“

Nun trat sie ein, diese zudringliche Alte, Wassilij wandte seine Augen von irgendeinem Zettelchen, das auf dem Tische lag, ab... die Mutter!  
„Mein Kind“, sagte sie, „da bin ich!“  
„Du bist es, Mutter“, staunte das Kind, „wie ist denn das möglich? Wie kamst du hierher? Da, setz dich in diesen Sessel bitte, da zieht es nicht. Na, so eine Besucherin!“

Jekaterina Sjergejewna hatte fast ihr ganzes Leben in einem unansehnlichen Häuschen am Rande einer kleinen Stadt an der Wolga verbracht. Vor einigen Jahren war sie auf die inständige Bitte ihres Sohnes und seiner Frau zu ihnen nach Moskau gezogen. „Um die Leute zu sehen und sich zu zeigen“, wie man scherzend zu sagen pflegte. Trotzdem saß das alte Mütterchen viel lieber zu Hause, was man ihr nicht verübeln konnte, denn sie war nicht weniger als 80 Jahre alt. Eben deshalb war das Kind so erstaunt, seine Mutter im Arbeitskabinett zu sehen. Was war geschehen? Warum hatte sie sich bis hierher geschleppt?

„Du entschuldigst mich wohl“, sagt die Mutter, „ich störe dich sicherlich bei der Arbeit. Aber es hat alles seine Gründe. Ich werde vielleicht... nun, wie sagt man das nur, ich bin doch schon recht vergeßlich... also, ich meine, es könnte eben leicht geschehen, daß ich mich bald zum Sterben legen müssen. Unterbrich mich nicht, ich weiß, daß ich noch lange leben werde! Ich sagte das nur des spaßigen Wörtchens wegen. Ich wollte nämlich einmal gerne sehen, mit meinen eigenen Augen, wie du hier lebst. Ja, wie du dich zu Hause ausruhst, das weiß ich. Aber wie mein lieber Sohn arbeitet, davon hat die Mutter keine blasse Ahnung. Wenn es dich nicht stört, möchte ich hier ein oder zwei Stündchen zubringen. Erlaubst du, Genosse Chef?“

Wassilij Jegorowitsch dachte: „Ein wenig wunderbarlich ist meine Mutter, aber das macht nichts. Soll sie sehen, was aus ihrem Sohn Wassjka geworden ist...“

\* \* \*

Und nun sitzt das Mütterchen in der Ecke des Zimmers bei ihrem großen Sohn.

Von Zeit zu Zeit vergißt der Sohn die Anwesenheit seiner Mutter: Akten, Papiere, Zettel, Telefongespräche – vier Telephonapparate stehen auf dem Tisch! – die Genossen – Stellvertreter, Kuriere, Gespräche, Direktiven und was es sonst an Wichtigem zu erledigen gibt, lenken ihn ab. Von Zeit zu Zeit aber erinnert er sich, blickt zur Ecke hin und sieht immer das gleiche Bild: Die Mutter sitzt unbeweglich, das Gesicht ist still, ruhig und aufmerksam... „Sonderbar“, denkt der Sohn.



So vergehen gute zwei Stunden, dann sagt das Kind zur Mutter: „Nun, wie findest du deinen Sohn bei der Arbeit?“

Die Mutter sieht ihn an, wie eine Mutter ihren Sohn anzusehen pflegt, und sagt leise: „Mein Falke!“ Nach einer kurzen Pause aber fügt sie hinzu: „Sei mir nicht böse, Wassja, aber wie du eine alte Frau im Vorzimmer hast warten lassen, das hat mir schon gar nicht gefallen!“

„Welche alte Frau?“  
„Vielleicht hat sie sogar etwas Wichtiges vorzubringen gehabt.“

„Von wem sprichst du denn, Mutter?“  
„Es ist nur gut, daß diese Alte zufällig ich selbst gewesen bin. Mir steht es nicht zu, böse zu sein, aber eine fremde Alte, hätte sich mit Recht beleidigt fühlen können.“

„Ach, Mama, du bist mir eine!“  
„Ja, und dann kam ein grauhaariger Mann herein...“

„Stimmt. Genosse Tschetwerow, aus der Planungsabteilung...“

„Ja, dieser. Wie ist sein Vatersname?“

„Das weiß ich wirklich nicht, Mütterchen.“

„Eben darüber wollte ich mit dir sprechen. Er redete dich, der du um vieles jünger bist, mit Vor- und Vaternamen an, wie es sich gehört. Du aber hast ihn bloß mit dem Familiennamen angesprochen. Nicht schön ist das, gar nicht schön.“

„Darüber habe ich gar nicht nachgedacht.“  
„Auch an etwas anderes hast du zu denken vergessen, mein lieber Sohn, nämlich, den alten Mann zum Sitzen aufzufordern. Und er hat eine gute halbe Stunde vorgetragen. Du bist dabei gesessen, er aber stand die ganze Zeit.“

„Du hast aber Augen, Mütterchen!“  
„Gott sei Dank. Auch über das Gehör kann ich mich nicht beklagen. So hörte ich zum Beispiel, wie du kleine Geldüberweisungen erst zur Genehmigung vorgelegt hast, einen großen Betrag an irgendeinen Trust aber mit einem Federstrich bewilligtest. Wenn da nur kein Fehler unterläuft...“

„Es unterläuft keiner.“  
„Dann ist es recht, du verstehst das besser. Aber sag' mir bitte, wer war der Mann, der gleich nach Tschetwerow vorgeschlagen hat? Der ist gar nicht nach meinem Geschmack.“

„Der wird noch groß werden, Mütterchen, das ist ein wachsender...“

„Was wächst bei ihm? Der Geist oder der Rang? Es kommt vor, daß bei einem der Rang wächst, ohne daß sich der Geist vom Fleck rührt...“

„Was hat dir an ihm nicht gefallen?“  
„Gerade das, was dir an ihm so sehr gefällt. Gar ergeben schaut er dem Vorgesetzten in die Augen... Und wenn er, wie du sagst, groß werden will, so soll er es wenigstens nicht in seiner Nähe tun!“

„Und was ist dir noch aufgefallen, Mutter?“  
„Mir ist noch aufgefallen, daß niemand gerne die Wahrheit hört, nicht einmal die Falke.“  
„Aber Mütterchen, ich bin dir sehr dankbar! Ich... mein Ehrenwort...“

\* \* \*

Doch hier, gerade an dieser Stelle, unterbricht der Autor seine Erzählung. Er sollte eigentlich berichten, wie der ‚Falke‘ ein feierliches Versprechen zu geben versucht, daß er sich ändern würde, durch praktische Arbeit alle Mängel in seinem Tun tatkräftig beseitigen wolle, und so weiter, und so fort.

Aber der Autor ist kein Meister in Beschreibungen feierlicher Anlässe. Wir werden sehen.

Aus dem Russischen übersetzt von Maria B.-Wayskaja

# Berlin ist nicht nur eine Reise wert

Der aufmerksame Zeitgenosse konnte in den letzten Tagen in seiner Zeitung lesen, daß allein in einer Woche 524 Menschen eine Reise nach Berlin angetreten hatten, die nicht einen Besuch des berühmten Ku-Dammes zum Ziel hatte, sondern eine Arbeitsaufnahme in der freien Stadt Westberlin. Weiter hieß es, daß seit der „offiziellen Berlin-Werbung“ 22 000 Arbeitskräfte in der Stadt eine Arbeitsstelle antraten. Was ist offizielle Berlin-Werbung?

Als Ulbricht an jenem 13. August 1961 jene Maßnahme ergriff, mit der sonst das Unternehmertum seine Macht zu demonstrieren pflegt, die Aussperrung, da wurden rund 60 000 Facharbeiter, die in Ostberlin und in der Zone wohnten, von ihren Arbeitsplätzen gewaltsam zurückgehalten. Ulbricht wollte u. a. mit seinen un menschlichen Maßnahmen den Lebensnerv der freien Stadt, die Wirtschaft, ganz erheblich treffen. Es galt also zur Aufrechterhaltung der Insel Berlin, die entstandene Lücke wieder zu füllen.

Der Deutsche Bundesjugendring tagte wenige Tage nach der Errichtung der Schandmauer in der ehemaligen deutschen Hauptstadt und beriet, wie dieser Stadt zu helfen sei. Auf Vorschlag der Gewerkschaftsjugend wurde die Werbeaktion „Junge Facharbeiter nach Berlin“ ins Leben gerufen, was in der oben zitierten Zeitungssprache „offizielle Berlin-Wer-

bung“ hieß. Und es ist doch eine stolze Zahl von jungen Menschen, die bereit waren, durch ihre Arbeitsaufnahme in der freien Stadt der Freiheit zu dienen. Denn diese Reise nach Berlin, zur Arbeitsaufnahme, ist auch eine politische Entscheidung.

Man sollte aber den jungen Menschen auch sagen, daß die deutsche Hauptstadt Berlin, obwohl von Stacheldraht umgeben, nach wie vor pulsierendes Leben zeigt und weiterhin ihren Charme als Weltstadt erhalten hat über alle Stürme der Zeit.

Der Senat der freien Stadt Westberlin hat gewisse Erleichterungen für diejenigen geschaffen, die für ein Jahr Arbeit in der Stadt aufnehmen. Übrigens: viele, die für ein Jahr einen Arbeitsvertrag dort abschlossen, haben ihn dann nach Ablauf des Jahres verlängert. Bei mindestens drei Monaten hintereinander ausgeübter unselbständiger Beschäftigung wird eine Lohnsteuerermäßigung von 30 v. H. gewährt, und zwar vom ersten Tage an. Daneben gibt es eine Zulage aus öffentlichen Mitteln, die bei einem Monatsgehalt bis zu 500,— DM fünf Prozent des Bruttoeinkommens beträgt.

Selbst im schönen Berlin kann man zuweilen vom Heimweh gepackt werden. Der Senat dachte auch hieran und ermöglicht für junge Facharbeiter Heimflüge, ob verheiratet oder

ledig; natürlich wird die Anreise, besser gesagt der Anflug, vor der Arbeitsaufnahme in Berlin ersetzt. Weiterhin gibt es eine Hilfe, die sicherlich nicht jeden – davon bin ich überzeugt – trifft, oder besser gesagt, von der nicht jeder profitieren kann: Wer sich nämlich in Berlin niederläßt und dort eine „Erstehe“ einget, erhält vom Senat ein unverzinsliches Darlehen von 3000,— DM, das in elf Jahren zurückzuzahlen ist. Wer sich generell entschließt, in Berlin seinen Wohnsitz zu errichten, erhält Unterstützung für den Umzug und die Kosten für die Anreise der Familienmitglieder. Es muß aber bei der Aufzählung all dieser Vorteile durch den Berliner Senat gesagt werden, daß das nicht der Grund war, warum so viele junge Facharbeiter dem Ruf des Deutschen Bundesjugendringes folgten.

Wer als junger Facharbeiter meint, daß Berlin nicht nur einmal eine Reise wert ist, sondern ein Platz ist, an dem auch er für ein Jahr Arbeit aufnehmen soll, der kann sich an alle Arbeitsämter in der Bundesrepublik Deutschland wenden, hier wird man ihm mit Rat und Tat zur Seite stehen. Aber auch der Deutsche Gewerkschaftsbund in Berlin wird jeden nach Arbeit suchenden Kollegen unterstützen. Und ich glaube, es werden noch viele junge Facharbeiter aus der Gewerkschaftsjugend sein.

Edmund Duda

## „junges forum 63“

Im Rahmen der Ruhrfestspiele in Recklinghausen veranstaltet die Gewerkschaftsjugend auch in diesem Jahr ihr traditionelles „junges forum“, das den jungen Menschen eine Begegnung mit der Kunst ermöglichen soll.

Führende Jazz-Musiker aus Europa werden unter der Leitung des Norddeutschen Rundfunks ein Jazz-Workshop veranstalten. Mehrere Theateraufführungen werden besonders für die Jugend gezeigt, so Kabale und Liebe, Kean oder Unordnung und Genie, Der Pflug und die Sterne, Robespierre, Heinrich IV., Das Buch von Christoph Columbus und Der Schatten.

„junges forum 63“ greift auch in diesem Jahr den Gedanken auf, im Zusammenhang mit der Eigeninszenierung der Ruhrfestspiele „Kabale und Liebe“ von Friedrich Schiller Seminare für junge Theaterbesucher abzuhalten. Junge Schriftsteller werden für junge Menschen lesen. Zu den Autoren gehören u. a. Günter Grass und Alexander Kluge.

Als eigener Beitrag der Gewerkschaftsjugend wird von DGB-Jugendgruppen ein politisches Kabarett gezeigt.

## IBFG verurteilt französische Atomversuche

Unter erneuter Bekräftigung der festen Haltung der freien Gewerkschaftsbewegung, die eine allgemeine Einstellung aller Kernwaffenversuche fordert, hat der Generalsekretär des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften, Omer Becu, in einem Telegramm an den Staatspräsidenten de Gaulle sein lebhaftes Bedauern über die Wiederaufnahme französischer Versuchsexplosionen in der Sahara ausgesprochen. Der Generalsekretär des IBFG erinnert in seinem Telegramm daran, daß die Völker Afrikas wiederholt die entschiedenste Ablehnung aller derartigen Versuche auf afrikanischem Boden bekundet haben. Becu fügt hinzu, die freie Gewerkschaftsbewegung hoffe, daß die französische Regierung sich an den Arbeiten des Abrüstungsausschusses, der augenblicklich in Genf tagt, und besonders an den Verhandlungen über die Einstellung von Kernwaffenversuchen beteiligen werde.

## Christian Fette 50 Jahre Gewerkschafter

Am 1. April 1963 konnte der ehemalige Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Christian Fette, auf eine 50jährige Mitgliedschaft in der Gewerkschaft zurückblicken. Fette, am 1. Februar 1895 in Bremen geboren, erlernte das Buchdruckerhandwerk und wurde im Jahre 1920 Vorsitzender des Buchdruckerverbandes, Bezirk Bremen. Später beriefen ihn seine Kollegen zum Gauvorsitzer des Buchdruckerverbandes Rheinland und Westfalen. Wie alle aufrechten Demokraten stand Fette während der nationalsozialistischen Zeit unter Polizeiaufsicht und wurde dreimal verhaftet.

Nach dem Zusammenbruch des Nazi-Regimes stellte sich Christian Fette sofort dem Wiederaufbau der Gewerkschaftsbewegung zur Verfügung. Die Delegierten der neugegründeten DGB-Gewerkschaft Druck und Papier wählten ihn zum 1. Vorsitzenden. 1951 wurde Fette als Nachfolger des verstorbenen DGB-Vorsitzenden Hans Böckler Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Fette, der heute im Ruhestand lebt, verfolgt nach wie vor mit äußerstem Interesse alle sozialpolitischen Belange.

Gustave Stern

## Brief aus Paris

Allzu geringen Widerhall hat in der „großen Presse“, die sich zumeist nur für sogenannte Sensationen interessiert, ein Ereignis gefunden, das sich Ende Februar 1963 in einem kleinen Pariser Vorort abspielte, der auf den schön klingenden Namen Châtillon-sous-Bagneux hört.

Dort waren nämlich über 300 junge Menschen in einem mit roten Fahnen und Transparenten ausgeschmückten Saal zusammengetreten: Es handelte sich um die Delegierten des kommunistischen Studentenverbandes Frankreichs, die auf ihrem Jahreskongreß die Richtlinien für ihre weitere Tätigkeit festlegen wollten.

Zunächst wies nichts darauf hin, daß diese jungen Leute im Alter von 19 bis 23 Jahren durch ihre Diskussionen den Ausgangspunkt für eine sehr groß angelegte Diskussion geben würden, die zunächst im Monat März außerhalb des Kongresses weitergeführt wurde und die nicht so schnell abgeschlossen werden dürfte.

Worum ging es? Die Leitung des kommunistischen Studentenverbandes Frankreichs war schon seit längerer Zeit mit den „Direktiven“ unzufrieden, die von „oben“ her kamen, das heißt vom Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Frankreichs. Den Studenten wurde nämlich gesagt: „Eure Aufgabe besteht nicht darin, eine eigene politische ‚Linie‘

auszuarbeiten, sondern dafür zu sorgen, daß die ‚Linie‘, die vom Zentralkomitee festgelegt ist, in den Kreisen der Studenten propagiert wird.“

Gerade das aber wollten die meisten kommunistischen Studenten nicht mehr hinnehmen, und so geschah auf diesem Kongreß das „Unglaubliche“, wie es das Zentralkomitee formulierte, das Einmalige: Von den über 300 Delegierten stimmten zwei Drittel gegen die von der Partei vorgeschriebene „Linie“ und wählten eine Leitung, die nicht die „imprimatur“ der Partei besitzt.

Wenn man sich ein Bild von den Meinungsverschiedenheiten zwischen der Partei und den Studenten machen will, so zitiert man am besten einen Satz aus dem Bericht von Forner, dem Leiter des Studentenverbandes: „Der zeitgenössische Humanismus“, so sagte er, „kann der befreienden Kritik an den Irrtümern Stalins nur günstig sein; die dogmatische und mechanistische Entstellung hat zur Verarmung des Marxismus geführt, indem sie ihn von dem kulturellen Erbe der vergangenen Jahrhunderte und von den fundamentalen Strömungen des zeitgenössischen Denkens und der Kunst trennte.“

Hinter diesen Worten steckt die grundsätzliche Kritik der Mehrheit der kommunistischen Studenten Frankreichs an der Tatsache, daß die Führung der Kommunistischen Partei Frankreichs bis heute nicht vermocht hat, sich „eindeutig vom Stalinismus loszusagen“, wie ein Delegierter nicht ohne Mut erklärte.

Das „Tauwetter“, das seit Stalins Tod in der Sowjetunion auf politischem und kulturellem Gebiet zu verzeichnen ist – wenn auch mit zeitweiligen Rückschlägen –, hatte so in Châtillon-sous-Bagneux einen bemerkenswerten Widerhall gefunden. Die alten Parteibürokraten, für die eine „Linie“ eine „Linie“ ist, waren wie erstarrt, als sie nacheinander 25 Redner vernahmen mußten, die der Leitung der Partei vorwarfen, den „lebendigen Marxismus“ zugunsten eines „erstarrten Schemas“ geopfert zu haben; sie glaubten, nicht recht zu hören, als viele Delegierte erklärten, auch in der kommunistischen Bewegung Frankreichs wäre es an der Zeit, „Stalin über Bord zu werfen, und zwar mit allen Konsequenzen“, und sie

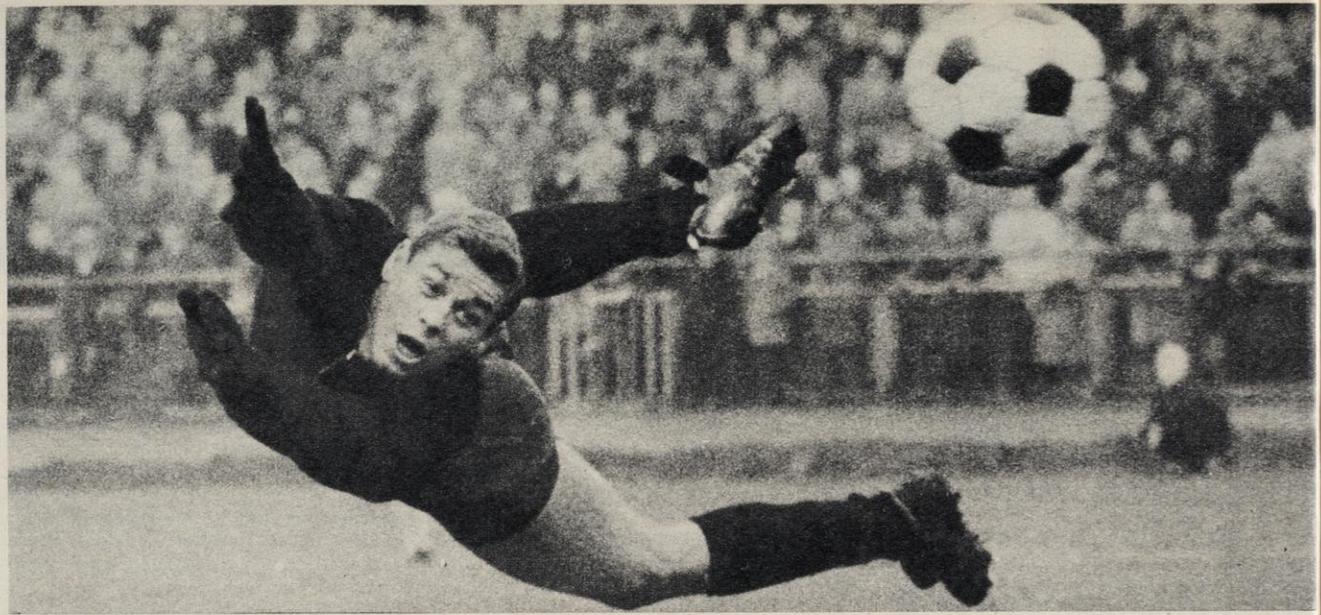
„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf.

Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881.

„aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden.

Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.

# Wohin rollt der Ball?



Das große Experiment

Deutschlands Fußballsport  
vor der Einführung der Bundesliga



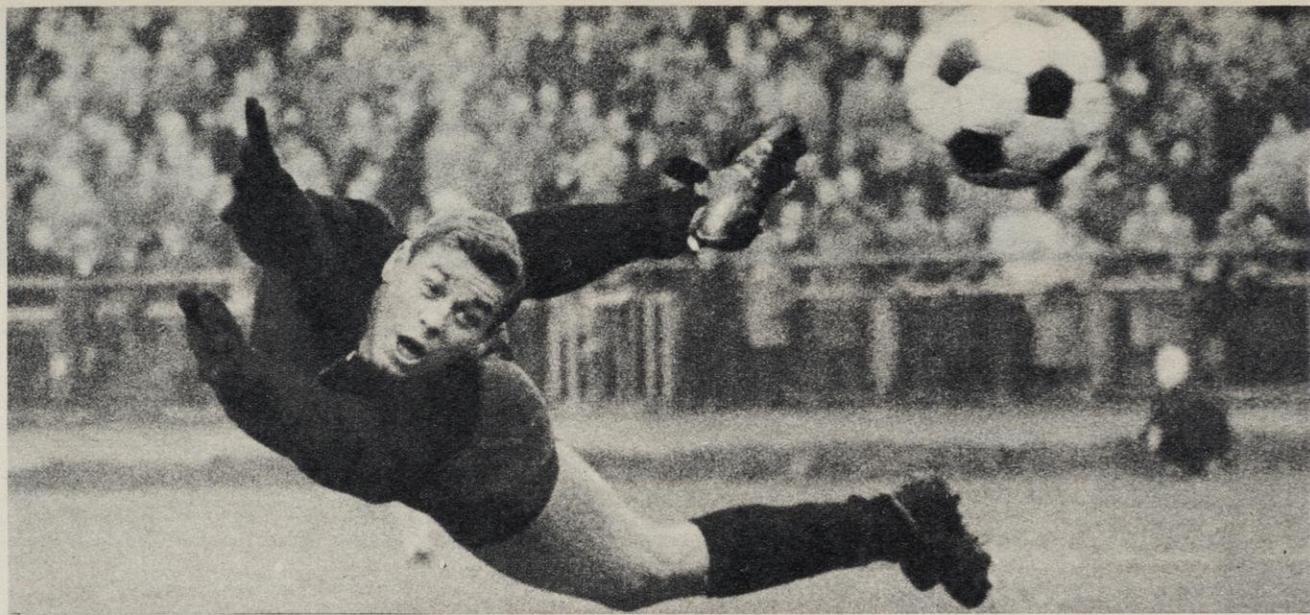
Pech - Tor

Am Schluß dieser Fußballsaison wird es das letzte Endspiel um den Titel eines Deutschen Fußballmeisters geben. Im August beginnt dann eine neue Ära für den deutschen Fußballsport mit der heiß umkämpften und nach heftigen Geburtswehen endlich Wirklichkeit werdenden Bundesliga. Die Bundesrepublik ist in Europa das letzte Land, das eine Zusammenfassung seiner besten Mannschaften in einer obersten Spielklasse einführt. So gesehen war die Bundesliga längst fällig. Dennoch gibt es keinen Zweifel daran, daß ihre Einführung ein großes, unter Umständen folgenschweres Experiment ist.

Die Einführung einer Bundesliga in Deutschland kommt einfach reichlich spät, und die Freunde des Fußballsports können nur hoffen, daß es nicht zu spät ist. Die Erfahrungen im europäischen Fußball zeigen nämlich, daß sich die Landesligen in vielen Ländern gerade jetzt in einer Krise befinden. Das Publikumsinteresse scheint vielerorts zu erlahmen, die Forderungen der Spitzenspieler haben ein Maß erreicht, das den Vereinen wirtschaftliche Schwierigkeiten bringt, und die großen internationalen Pokalspiele überschatten in ihrer Bedeutung die Meisterschaftsspiele in den Ländern. Die Atmosphäre, in der die Bundesliga in Deutschland ihre ersten Schritte tun wird, ist also nicht gerade sonderlich günstig für eine gesunde Entwicklung.

Gerade darum ist es überaus wichtig, daß die Auswahl der kommenden Bundesligavereine sorgfältig geschieht und vor allem nach Gesichtspunkten erfolgt, die diese Spielklasse an ihrem Anfang so attraktiv wie möglich machen. So sehr es wünschenswert wäre, wenn man allein die sportlichen Gesichtspunkte für die Auswahl sprechen lassen könnte, so wenig wäre damit am Ende gerade dem Sport gedient. Zwar hat der Deutsche Fußballbund das Glück, daß gerade in diesem Jahre namhafte und attraktive Vereine in den meisten Oberligen die Spitzenplätze einnehmen, aber das könnte sich in einigen Fällen bis zum Schluß der Saison noch ändern, und man würde schlecht daran getan haben, wenn man, wie es von vielen Seiten gefordert wurde, einfach den am Schluß des Spieljahres erreichten Tabellenplatz über die Zugehörigkeit zur Bundesliga entscheiden ließe.

# Wohin rollt der Ball?



Das große Experiment

Deutschlands Fußballsport  
vor der Einführung der Bundesliga



Pech - Tor

Am Schluß dieser Fußballsaison wird es das letzte Endspiel um den Titel eines Deutschen Fußballmeisters geben. Im August beginnt dann eine neue Ära für den deutschen Fußballsport mit der heiß umkämpften und nach heftigen Geburtswehen endlich Wirklichkeit werdenden Bundesliga. Die Bundesrepublik ist in Europa das letzte Land, das eine Zusammenfassung seiner besten Mannschaften in einer obersten Spielklasse einführt. So gesehen war die Bundesliga längst fällig. Dennoch gibt es keinen Zweifel daran, daß ihre Einführung ein großes, unter Umständen folgenschweres Experiment ist.

Die Einführung einer Bundesliga in Deutschland kommt einfach reichlich spät, und die Freunde des Fußballsports können nur hoffen, daß es nicht zu spät ist. Die Erfahrungen im europäischen Fußball zeigen nämlich, daß sich die Landesligen in vielen Ländern gerade jetzt in einer Krise befinden. Das Publikumsinteresse scheint vielerorts zu erlahmen, die Forderungen der Spitzenspieler haben ein Maß erreicht, das den Vereinen wirtschaftliche Schwierigkeiten bringt, und die großen internationalen Pokalspiele überschatten in ihrer Bedeutung die Meisterschaftsspiele in den Ländern. Die Atmosphäre, in der die Bundesliga in Deutschland ihre ersten Schritte tun wird, ist also nicht gerade sonderlich günstig für eine gesunde Entwicklung. Gerade darum ist es überaus wichtig, daß die Auswahl der kommenden Bundesligavereine sorgfältig geschieht und vor allem nach Gesichtspunkten erfolgt, die diese Spielklasse an ihrem Anfang so attraktiv wie möglich machen. So sehr es wünschenswert wäre, wenn man allein die sportlichen Gesichtspunkte für die Auswahl sprechen lassen könnte, so wenig wäre damit am Ende gerade dem Sport gedient. Zwar hat der Deutsche Fußballbund das Glück, daß gerade in diesem Jahre namhafte und attraktive Vereine in den meisten Oberligen die Spitzenplätze einnehmen, aber das könnte sich in einigen Fällen bis zum Schluß der Saison noch ändern, und man würde schlecht daran getan haben, wenn man, wie es von vielen Seiten gefordert wurde, einfach den am Schluß des Spieljahres erreichten Tabellenplatz über die Zugehörigkeit zur Bundesliga entscheiden ließe.

# ...alle Scheiben im Schrank?

Ihr glaubt gar nicht, was dem Liebhaber rhythmischer Musik heute an historischen Aufnahmen geboten wird! Aufnahmen, die noch vor wenigen Jahren auf abgespielten Schellackplatten für 50 Dollar und mehr gehandelt wurden, sind heute auf Langspielscheiben gesammelt und im Laden um die Ecke ohne weiteres zu haben oder zu bestellen.

Da gibt es augenblicklich vor allem eine Welle von Wiederauflagen berühmter Stücke aus den „goldenen“ Zwanzigern. Was Eure Stammband bei ihren Tanzpartys spielt, ist damals vorgebildet worden; sie kopiert es manchmal Ton für Ton. Wer sich allerdings eine solche Scheibe kauft, zum Beispiel die Riverside-LP „Young Louis Armstrong“ (RLP 12-101), der muß sich zunächst einmal daran gewöhnen,

daß die meisten der dort gespielten zwölf Titel noch vor dem Schalltrichter aufgenommen sind. Aber gerade das vermittelt uns auch die Atmosphäre jener zwanziger Jahre, und wenn man sich eingehört hat in den eigentümlich blechernen Klang der Stücke, dann kann man auch die Feinheiten heraushören: das ausgeklügelte Zusammenspiel der King-Oliver-Leute, die rauhe, unsentimentale Ausdruckskraft der Bluessängerinnen Ma Rainey und Trixie Smith, den altertümlichen Saxophonsatzklang des Fletcher-Henderson-Orchesters und – in allen Aufnahmen – das locker-melodische Trompetenspiel Armstrongs, der damals eigentlich auf dem Gipfel seines Könnens stand.

Übrigens hat Coral sogar eine ganze Reihe von 17 cm EP's mit Wegbereitern der Jazzmusik

herausgebracht. In dieser „Pioneers of Jazz“-Reihe sind zum Beispiel auf der Nummer 12 (94212 EPC) zwei berühmte, aber durchaus verschiedenartige Bands einander gegenübergestellt: Luis Russell's Hot Six von 1926 und Jelly Roll Morton's Levee Serenaders von 1928. Beide Bandleiter waren Pianisten und wiesen damals mit ihren Arrangements und Orchestrierungen anderen Jazzmusikern den Weg: Morten den zum raffiniert gesetzten Dixieland immer wieder neuer Schattierung, Russell (neben Fletcher Henderson) den zum Swingstil.

Weniger anspruchsvoll ist die Nummer 13 der Reihe: „Jimmy Noone 1928/29“ (94213 EPC), aber sie ist von einer gefälligen Heiterkeit. Hier ist der berühmte New-Orleans-Klarinet-

tist Noone zum ersten Male mit eigener Kapelle zu hören, und es kommt dadurch mehr zur Geltung, wieviel z. B. ein Benny Goodman von ihm gelernt hat. Großartig das Earl-Hines-Klaviersolo auf „Oh, Sister Ain't That Hot“ und das Ellingtonartige „My Daddy Rocks Me“! – Beide Coral-Platten haben gegenüber der Riverside-LP den Vorteil, daß sie mit besserer Aufnahmetechnik hergestellt wurden. –

Ist nun einer von Euch mehr von großen Orchestern angetan, so bietet ihm Philips in seiner twen-Serie auf Nr. 9 „Swing“ (B 47163 L) eine beinahe mustergültige Zusammenstellung von 14 Swingstücken der dreißiger Jahre, die einerseits bisher kaum zu haben waren, andererseits dennoch die Spitzenmusiker dieser Ära in durchaus guten und typischen Aufnahmen vorführen: Benny Goodman, Fletcher Henderson, Duke Ellington, Count Basie und andere. Eine für Sammler und Swingliebhaber gleich empfehlenswerte Scheibe! –

Damit es aber nun nicht so scheint, als wollte ich Euch nur „alte“ Platten anpreisen, will ich Euch gleich an die allerneuesten Richtungen der Jazzmusik heranzuführen: Da ist auf Heliodor „Bernard Peiffer“ (474011) erschienen, eine LP ganz besonderer Art. Peiffer ist einer von den drei bekannten Konzertpianisten, die am liebsten Jazz spielen (die anderen beiden sind Previn und Gulda). Allerdings Peiffers „Jazz“ klingt stellenweise so sehr wie neoimpressionistische Konzertmusik, daß man zu zweifeln beginnt, ob man seine Kompositionen noch Jazz nennen darf. Aber wer von den Freunden der Moderne streitet sich um dieses Grenzproblem heute noch mit jemandem?

Auf der Contemporary-LP „Ornette Coleman – Tomorrow is the Question“ (M 3569) bleiben dagegen bei aller Modernität, die sich unter anderem in wechselnden Taktarten und unüblichen Melodielinien zeigt, Altist Coleman und Trompeter Don Cherry in der eigentümlichen Tonsprache und den swingenden Hardbop-Phrasen dem Jazz eindeutig treu. Die Musik dieses pianolosen Quartetts ist natürlich nichts für Leute, die nicht hören können, aber für die anderen steckt sie immer voller neuer Überraschungen. Seit Charlie Parkers Tod gibt es keinen einflussreicheren Altsaxophonisten als Ornette. –

Vom Jazz Colemans und besonders Peiffers ist der Schritt zur modernen „ernsten“ Musik nur noch klein. Wer sich etwa die Gramophon-Langspielplatte LPM 18338 mit Musik für Klavier und Orchester von Richard Strauss, Honegger und Francaix kauft, wird bei dem Honeggerschen „Concertino für Klavier und Orchester“ von 1924 deutlich Jazzeinflüsse heraushören können, auch wenn die Pianistin Margrit Weber und der Dirigent Ferenc Fricsay diese etwas zu verschleiern trachten, was aber gerade der Durchsichtigkeit dieser Musik zugute kommt. Ich glaube, daß solche Konzertstücke einen dem modernen Jazz Aufgeschlossenen dazu bringen können, auch die sogenannte „schwere“ Musik zu schätzen, zumal wenn sie gar nicht so schwergewichtig ist (wie es besonders das Francaische Concertino zeigt). Das dritte Stück der Platte, die Burleske d-Moll von Strauss allerdings ist – trotz des Raffinements in der Orchestrierung und der heiter-spielerischen Note – für unsere Generation wohl etwas zu gefühlvoll, ganz sicher jedenfalls für

Euren Meggs



Foto: Konrad Ehrlich





## Citizen Kane

Constantin-Film

Orson Welles und Joseph Cotten  
in „Citizen Kane“

Wo findet man einen Film, der „Citizen Kane“ gleichkommt? Vor rund 23 Jahren von Orson Welles erdacht, aufgeschrieben und in eigener Produktion und Regie gefilmt, hat er nicht, wie viele respektable alte Filme, die Patina der Zeit angesetzt, ist er Markstein in der Filmgeschichte und modernes Lehrbeispiel in einem.

Ob die Antonioni, Renais, Bergmann, und wie sie alle heißen mögen, gewußt haben, daß im Jahre 1940 der damals 24 Jahre junge Orson Welles mit einem einzigen Geniestreich geistig und formal vieles vorweggenommen hat, was erst im vergangenen Dezennium als Neuerung eingeführt wurde?

In seinem exotisch anmutenden, mit Unmengen von Kitsch und Kunst überladenen Schloß Xanadu stirbt Charles Forster Kane, vielfacher Millionär, Besitzer von 37 Zeitungen und fünf Radiostationen, ein Beherrscher der öffentlichen Meinung. Für die Wochenschau wird flugs ein oberflächlicher Dokumentarfilm zusammengebastelt. Der Regisseur dieses Streifens aber möchte einen tiefer gehenden, das Wesen Kanes erfassenden Film herstellen. Hinter Kanes letztem und nicht enträtseltem Wort „Rosebud“ wittert er das Geheimnis seines Lebens. Ein Reporter wird losgeschickt, Kanes Geheimnis zu ergründen. Er stellt Nachforschungen an und spricht mit den Menschen, die Kane nahegestanden haben. Der Sinn des Wortes aber wird sich ihm nicht auftun. Je dichter das Netz vordergründiger Fakten gesponnen wird, je weiter taucht der wirkliche Kane in das Dunkel zurück, das ihn umgibt.

„Citizen Kane“ hat in jenen Tagen seiner amerikanischen Uraufführung viel Staub aufgewirbelt. Der Zeitungskönig Hearst sah sich hier filmisch bloßgestellt und hat den Film zeit seines Lebens mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln boykottiert.

Doch ebenso sicher es ist, daß Parallelen zu Hearst und anderen Mächtigen nicht unbeabsichtigt waren, ebenso sicher darf gefolgert

werden, daß der sozialkritische Aspekt eine vergleichsweise bescheidene Bedeutung in der Gesamtsicht des Films einnimmt.

„Citizen Kane“ ist nichts weniger als der Versuch einer Faßbarmachung, Erhellung, Ausdeutung menschlicher Existenz, angestellt eben an einem das Gesicht unserer Epoche entscheidend mitprägenden Typus.

Aus fünf verschiedenen Perspektiven wird Kanes Leben angegangen. Der Reporter blättert in den Erinnerungsbüchern seines Erziehers, sucht Kanes zweite Frau, seine Freunde und seinen Diener auf, bekommt von jedem die Bilder zugetragen, die Kane in seiner Erinnerung zurückließ. Mit journalistischem Eifer fügt er Mosaiksteinchen an Mosaiksteinchen, doch das Ergebnis verweist auf die Ausgangsposition. Mutmaßungen waren einzig möglich, weitergeholfen haben sie nicht. So wird „Citizen Kane“ zur filmischen Abhandlung des Begriffes vom Verlust des Menschenbildes.

## Kagi

Warner Bros

Auf eine ganz eigene, listig-überzeugende Weise erhebt Kon Ichikawa das Kino zur moralischen Anstalt. Unter seiner Hand wurde aus dem auch bei uns zu zweifelhaften literarischen Ehren gelangten Schlüsselroman „Der Schlüssel“ nicht-nur ein kunstvoll durchkomponiertes Kammerspiel zwischen Tragik und Komik, es gelang hier auch, ein Stück Film von erzieherischer Brauchbarkeit zu erstellen.

Sehr dicht sind die Bilder gezeichnet, die optischen Unterschiede von dargestellter Gegenwart und den Erinnerungsbildern werden deutlich. Gleichwohl ist alles zu einer hohen künstlerischen Einheit zusammengeschmolzen. Selten trifft man auf einen Film, in dem Methode, Stil ihrem Thema so gemäß sind und zugleich den Stempel einer unverkennbaren Künstlerpersönlichkeit tragen.

Was immer man Welles auch an Verworrenheit und Verbohrtheit nachgesagt haben mag, dieses in jungen Jahren entstandene Werk spricht eine deutlichere, gültigere Sprache. Es ist nicht das Produkt eines halbfertigen, sich genialisch gebärdenden Selbstanbeters, sondern eine reife, ausgewogene Leistung, die ihren Schöpfer als einen Menschen ausweist, in dessen eigenwilligem Kopf Intellekt und Phantasie, Formwille und Ideenreichtum auf das trefflichste sich paaren.

Hans Plück

erliegen soll. Aus der unappetitlichen Vierecksgeschichte wird eine nicht weniger unappetitliche Dreiecksgeschichte.

Soweit, sieht man von einigen den Kern des Geschehens nicht belastenden dramaturgischen Änderungen ab, folgt Ichikawa der Romanvorlage, läßt er sie von einem Meister der fotografischen Andeutung in herbstlichen Farbnuancen dezent-raffiniert illustrieren.

Die im Konventionellen erstarrte japanische Moral, daß alles, was unausgesprochen bleiben soll auch unausgesprochen bleiben kann, ist auch seinen Filmfiguren zu eigen. Doch nur in scheinbarem Einvernehmen folgt er den Spielregeln dieser Moral, um sie hernach um so wirkungsvoller demaskieren zu können. Denn plötzlich, gleichsam mit einem ironischen Donnerschlag, fegt er die Bühne leer. Die Köchin des Hauses hat Gift zum Salat gereicht, um dem perversen Spiel ein Ende zu setzen. Drei Särge rumpeln unter Vogelgezwitscher von dannen.

In diesen letzten Szenen führt der Regisseur mit grimmig-schwarzem Humor die ganze vorausgegangene Handlung und den Lebensstil seiner Personen (und dahinterstehend einer ganzen Gesellschaftsschicht) ad absurdum. Die stickig-schwüle Hütte wird ausgelüftet. Die Schockwirkung von „Kagi“ ist stark. Sie kann zunächst nur durch Lachen abreagiert werden. Eine kritische Überprüfung folgt zwangsläufig und wird um so intensiver betrieben werden.

Hier wird zugleich klar, daß dieser Film sehr schwierig und nur von einem japanischen Publikum voll erfaßbar ist. Doch sollte dies den Freund weltweiter Filmkunst nicht hindern, sich „Kagi“ anzusehen. Denn „Kagi“ bestätigt, was sich schon in „Nobi“ hoffnungsvoll abzeichnete: Ichikawas künstlerisch-subtile Geschmackssicherheit bei äußerster thematischer Konsequenz.

H. P.

# Ein himmelblauer Reisebus

Von Willi Wegner

Die Belegschaft der Firma A. Hanfnagel, Export und Import, war völlig aus dem Häuschen, als der alte Herr Hanfnagel eines Morgens eine handschriftliche Notiz in Umlauf gab, die jeder Betriebsangehörige zu lesen und mit seinem Namenszug abzuzeichnen hatte.

Diese Notiz hatte folgenden Wortlaut: „Am kommenden Montag bleiben die Pforten unserer Firma geschlossen! Ich habe den Wunsch, mit meinem Personal in die grüne, blühende Natur hinauszufahren. Betrachten Sie es als Anerkennung dafür, daß Sie immer Ihre Pflicht taten und stets das Wohl unserer Firma im Auge hatten. Treffpunkt: 8 Uhr Bahnhofplatz. Himmelblauer Reisebus. A. Hanfnagel sen.“

Erwin, dem jüngsten Lehrling, der erst seit April in der Firma beschäftigt war, verging die Zeit bis zum Montag viel zu langsam. Klassen- ausflüge hatte er zur Genüge mitgemacht, aber Betriebsausflüge waren etwas ganz Neues für ihn. Und dann in einem himmelblauen Reisebus!

Schon eine halbe Stunde vor der Zeit stand Erwin am Bahnhofplatz und verfrühtete vor lauter Aufregung sämtliche Reiseschnitten, die ihm die fürsorgliche Mama mitgegeben

hatte. Endlich – fünf Minuten vor acht – sah er den langersehnten Reisebus um die Ecke kommen. Himmel, war das ein Bus!

Nach und nach trafen nun auch die anderen Betriebsangehörigen ein. 8 Uhr 10 kam Herr Hanfnagel, der Seniorchef, mit Spazierstock und gelbem Strohhut. Er zählte die Häupter seiner Lieben und sagte: „So, bitte einsteigen, meine Herrschaften! Die beiden Plätze vorne neben dem Fahrer sind für mich und Erwin reserviert!“ Er nickte seinem jüngsten Lehrling vielsagend zu. Der freute sich zwar über diese Auszeichnung, aber ganz wohl war ihm doch nicht zumute.

Die Fahrt ging wirklich mitten hinein in die grüne, blühende Natur. Auch die Sonne meinte es gut und warf ihre Strahlen auf das himmelblaue Dach des vollbesetzten Wagens. Der Fahrer, der mit dem großen Reisebus geradezu spielend umging, der ihn elegant, sicher und schnell über die Landstraße dirigierte, hatte im Handumdrehen Erwins Sympathie gewonnen. Es war ein Betriebsausflug, der alle seine Erwartungen übertraf. Dazu durfte er, der jüngste Stift, auch noch neben dem Seniorchef sitzen!

„Na, gefällt es dir?“ fragte plötzlich Herr Hanfnagel lächelnd.

„Ja, sehr!“ stieß Erwin hervor. „Es gefällt mir sehr!“

„Jetzt will ich dir auch in aller Ruhe erzählen“, sagte der Seniorchef, „warum ich wollte, daß du neben mir sitzt. Ich möchte mich nämlich gern einmal mit dir unterhalten.“ Er steckte sich eine dicke Zigarre an und stieß paffend eine große, hellgraue Rauchwolke gegen die breite Windschutzscheibe. Dann sagte er: „Sieh dich um, Erwin! Hinter mir in diesem schönen, geräumigen Reisebus sitzen 46 Männlein und Weiblein, Angestellte und Arbeiter meines Unternehmens, der Firma A. Hanfnagel. Alle diese Menschen kann ich glücklich, aber auch unglücklich machen. Ich mache sie glücklich mit einer Gehaltsaufbesserung, einer Lohnzulage, mit einem freien Tag, mit einem Wort der Anerkennung, ja schon mit einem einzigen Händedruck. Ich mache sie unglücklich mit einem Verweis, mit einer Rüge, mit einer Kündigung. Ich habe sie alle in der Hand, ich bin ihr Schicksal, so oder so, zum Guten oder zum Unangenehmen. Willst du mir glauben, Erwin, daß das ein sehr erhabenes Gefühl ist?“

„Ja, Herr Hanfnagel“, erwiderte der Lehrling. „Und nun will ich dir verraten, Erwin“, fuhr der Seniorchef fort, „Wie und wodurch man eine solche Macht erringt. Durch Fleiß, Erwin, durch Energie, Arbeit, Ausdauer und Fleiß. Allein

diese Eigenschaften sind der Schlüssel zum Erfolg! Auch ich, Erwin, war einmal ein ganz kleiner Lehrling, der nichts wußte von Kontokorrent, Zinsrechnung und Lieferterminen. Und heute? – Nicht wahr, ist es nicht ein erhabenes Gefühl“, er sprach es vielleicht mehr zu sich selbst, „wenn man zu 46 Arbeitern und Angestellten sagen kann: Heute wird nicht gearbeitet! Heute fahren wir alle mit einem himmelblauen Reisebus hinaus in die grüne, blühende Natur?“

Eine Weile hingen sie beide ihren Gedanken nach, der Seniorchef und der Stift im ersten Jahr, während der blaue Luxuswagen aus Stahl, Chrom und Glas, von sicherer Hand gelenkt, durch das grüne, blühende Land fuhr. Dann meinte plötzlich Herr Hanfnagel: „Nun, Erwin! Ich hoffe, du hast mich verstanden. Auch du kannst dereinst Chef eines großen Unternehmens sein!“

Als der Lehrling nichts darauf erwiderte, sondern sich in tiefes träumerisches Schweigen hüllte, fragte Herr Hanfnagel: „Oder? Na, du willst doch sicher auch einmal so ein Chef werden wie ich es bin, nicht wahr?“

Da hob Erwin den Kopf, sah den alten Herrn Hanfnagel mit seinen großen treuen Augen an und sagte: „Chauffeur möcht' ich werden vor so 'nem Omnibus!“



## Affe und Mensch

Als vor rund fünf Millionen Jahren einige Affen menschenähnlich wurden, führten die konservativen Affen ein wahres Affentheater auf. Sie hießen diese Entwicklung eine Affenschande und lachten äffisch, als die ersten Menschen Brot buken, statt es vom Affenbrotbaum zu pflücken.

Als die Natur die Erde in der Eiszeit als riesigen Kühlschrank benutzte, um für spätere Forscher einige Mammuts auf Eis zu legen, entfremdeten sich die Familienglieder ganz und gar. Schuld daran trug die Familie der Neandertaler – nicht zu verwechseln mit den kleineren Mariatheresientaler, die erst später in Umlauf kamen.

Die Neandertaler wohnten nahe bei Düsseldorf in rauchigen Steinhöhlen, waren gallensteingeplogt und ziemlich reizbar, bewarfen ihre behaarten Ahnen unziemlich und steinzeitgemäß mit Steinen.

Einige Jahre später begannen die Menschen hysterische Geschichten zu machen. Das darüber Aufgezeichnete bezeichnet man als Historie oder Geschichte.

Weil sich in der Beschränktheit der Meister zeigt, zähle ich erzählend nur wenige bedeutende Erfindungen seit der Entwicklung des Wagenrades bis zur Neuzeit auf:

Gottfried von Bouillon und Franz von Suppé erfanden die Suppenwürfel, James Watt die Watte und Voltaire nicht das Volt, wie allgemein angenommen wird, sondern die charmanteste Art, sich unbeliebt zu machen.

In die Neuzeit hinein wurde ich geboren. Bis gestern fühlte ich mich Mensch unter Menschen, las regelmäßig Zeitung und wusch meine Hemden mit dem durch Reklame vertrauten Homo 63. Doch gestern sah ich Barbara, hübsch und heiter, klug, verwegen. Und was bin ich nun?

Ein heillos verliebter Affe!

Karlhans Frank